

BRIEF AN EINE ACHTZEHNJÄHRIGE

„DER KLEINE PRINZ“ - WIE ICH IHN SEHE



JULI SOMMERMOND

Juli Sommermond

**BRIEF
AN EINE
ACHTZEHNJÄHRIGE**

„Der kleine Prinz“ – wie ich ihn
sehe

Non-Profit-Werk

BRIEF AN EINE ACHTZEHNJÄHRIGE

„Der kleine Prinz“ – wie ich ihn sehe

© 2016 Juli Sommermond

Lektorat: Robert Walter-Jochum, Berlin

Cover: Juli Sommermond

Zeichnungen: Naho, Waidhaus

ISBN: entfällt

(Dies ist ein Non-Profit-Werk)

Alle Rechte vorbehalten:

Juli Sommermond

Initiative Darstellung des Herrn

www.darstellungdesherrn.de

info@darstellungdesherrn.de

Inhaltsverzeichnis

„Es sind nun Millionen Jahre ...“	5
Vorwort	8
Heute	9
Vorgeschichte	10
Kleiner Leitfaden	18
Wie sich die Geschichte für mich im Ganzen darstellt	20
„Man sieht nur mit dem Herzen gut“	40
Die einzelnen Prinzipien der Geschichte	41
Die Zeichnung	51
Der Weg zum Prinzen	70
Das Flugzeug	82
Die Wüste	86
Der kleine Prinz	94
Das Schaf	102
Die Planeten	107
Die Affenbrotbäume	112
Die Rose	131

Die Vulkane	142
Die Regionen der Asteroiden	155
Die einzelnen Regionen	158
Der König	161
Der Eitle	164
Der Säufer	170
Der Geschäftsmann	175
Der Laternenanzünder	176
Der Geograf	185
Das große Finale	190
„Am Ende geht einer doch nur dahin, wo es ihn hinzieht“	200

Es sind nun Millionen Jahre

*„Es sind nun Millionen Jahre, dass die Blumen
Dornen hervorbringen. Es sind Millionen Jahre,
dass die Schafe trotzdem die Blumen fressen. Und
du findest es unwichtig, wenn man wissen möchte,
warum sie sich so viel Mühe geben, Dornen
hervorzubringen, die zu nichts nutz sind?“*



*Dieser Kampf der Schafe mit den Blumen soll
unwichtig sein? Weniger ernsthaft als die
Additionen eines dicken, Roten Mannes? Und wenn
ich eine Blume kenne, die es in der ganzen Welt nur
ein einziges Mal gibt, nirgends anders als auf
meinem kleinen Planeten, und wenn ein kleines*

*Schaf, ohne zu wissen, was es tut, diese Blume eines
Morgens so mit einem einzigen Biss auslöschen
kann – Das soll nicht wichtig sein? “*

(Antoine de Saint-Exupéry)

Vorwort

Es war einmal eine Mutter. Die lebte auf dem Planeten Erde und hatte nur ein einziges Kind. Ein ganz außergewöhnliches Kind, so fand sie – ganz klar, welche Mutter würde das über ihr Kind nicht sagen.

Lange Jahre lebten Mutter und Kind sehr froh auf diesem Planeten, bis eines Tages der rote Mond sich über dem Biorhythmus des Kindes zu füllen begann und somit für beide nun eine gänzlich verdrehte Lebensphase ihren Lauf nahm.

Alles, was vorher von großem Wert erschienen war, wurde nun infrage und nicht selten dabei der ganze Planet auf den Kopf gestellt. Schwarz war nicht mehr schwarz, sondern rot, und wenn nicht, dann eben tot. Von nun an sah die Mutter ihr Kind immer seltener lachen und schließlich gar erkranken. Traurigkeit hatte das Gemüt des Kindes erfasst und die Mutter darüber Ratlosigkeit. Wie oder womit, so fragte sie sich, konnte sie ihr Kind wohl wieder lachend machen?

Lange fragte sie vergeblich, eines Tages aber kam doch Antwort „von oben“ daher. Da gelangte ein kleines Büchlein ihr in die Hand, ganz schlicht „Der kleine Prinz“ genannt.

Und dieses Büchlein nahm sie schließlich

zum Anlass, für ihr Kind aufzustehen und mit ihm einen Einweihungsweg zu gehen: heraus aus aller Traurigkeit, hin zu einem Leben aus der Freude heraus. Erfüllung statt Leere oder nur dem Gefühl von Sinnlosigkeit, so höhlt die Mutter schreibend ihrem Kinde einen gangbaren Pfad.

Und siehe da, ‚steter Tropfen höhlt den Stein‘, nicht lange, da konnte die Mutter ihr Kind wieder lachen sehen.

Heute ...

..., das ist der 21. Mai 2014, hatte ich in der Nacht einen Traum. Dabei sah ich mich in meinem Bürozimmer angeregt im Gespräch mit mehreren Leuten stehen. Die Leute selber kannte ich nicht, aber sie schienen mir sehr wichtig in Bezug auf meine Bücher. Ein jeder stand offensichtlich gerade für eines davon ein. Und bald wurde es hektisch in dem kleinen Raum. Denn alle riefen irgendwie durcheinander. Der eine wollte dies von mir, der andere das – und ich versuchte dabei, allen gerecht zu werden, ihnen gleich zu antworten oder zu erledigen, was da von mir verlangt wurde.

Mittendrinn ging plötzlich die Tür auf und herein trat eine Mumie, wie üblich umwickelt mit weißen Binden: „Und was ist mit mir?“, so fragte sie mich traurig. Verdutzt sah ich sie an, da fragte sie energisch weiter: „Wann bin ich dran? Immer

lässt du mich beiseite liegen.“ Da schämte ich mich, hatte ein schlechtes Gewissen, ohne zu wissen warum. Doch noch ehe ich darüber nachdenken konnte, schrien die anderen schon wieder und lenkten meine Aufmerksamkeit von der Mumie wieder ab.

Als ich dann am Morgen erwachte, stand es mir urplötzlich sonnenklar vor Augen, wer diese Mumie war und weshalb ich ein schlechtes Gewissen ihr gegenüber hatte: Der „Brief an eine Achtzehnjährige“ wollte nach nunmehr 14 Jahren im ‚Holzschrein‘ endlich veröffentlicht werden.

Vorgeschichte

Es ist schon Wochen her. Wir telefonierten miteinander. Da hast du mir unter anderem erzählt, dass du den „Kleinen Prinzen“ nun endlich „in Angriff genommen“ hast. Du seist sogar schon fast am Ende der Geschichte angelangt, berichtetest du mir, nicht ohne Stolz. Vielleicht nur, weil du wusstest, wie sehr ich mich darüber freuen würde. Vielleicht aber auch, so hege ich die leise Hoffnung, weil du bereits ahnst, dass in ihr mehr steckt als nur das bloße Wort.

Du hättest ein wenig Angst davor, weiterzulesen, verrietst du mir, und schobst die Frage nach: „Ist das Ende schlimm?“

Und ich habe dir so geantwortet, wie ich auf fast alle deine Fragen antworte: „Es kommt darauf an, wie du es siehst!“

Wie immer blieb uns für Erläuterungen keine Zeit. Wir legten auf. Und ich dachte noch: Verrückt, die wichtigsten Dinge im Leben verschieben wir immer auf später.

Tage danach, wir saßen in den „Friedrichstadt-Passagen“ bei Sprite und Bagels, sprachen wir noch einmal über den „Kleinen Prinzen“.

„Und?“, fragte ich: „War das Ende nun schlimm für dich?“

„Nein!“, erwidertest du lächelnd. „Ich fand es

gar nicht schlimm.“

Was dir aber nicht gefiel an der Geschichte, dir eher unverständlich blieb, war Antoines Flugzeug. Du fandest, es passe so gar nicht hinein.

Was ich dir darauf geantwortet habe, weiß ich nicht mehr – anhand eines Beispiels versuchte ich wohl wieder, dich für die Möglichkeit einer anderen Sicht der Dinge zu begeistern. Was ich aber noch weiß, ist, dass ich mich in jenem Moment sehr unglücklich fühlte, denn du schautest mich an, als sei ich ein Wesen von einem fernen Stern, das dir ungebeten und in einer dir völlig fremden Sprache unbedingt das Geheimnis um den Zauber seines Sterns zu vermitteln sucht. Das Thema und ich schienen dich auf subtile Weise unangenehm zu berühren, schienen dir irgendwo unheimlich zu sein. So verstummte ich, meinem Ohnmachtsgefühl klein beigebend und mit dem innigen Versprechen, uns das nie wieder anzutun.

Sensibel, wie du bist, ist dir mein inneres Ringen aber nicht entgangen. Und so ist es mir bis heute nicht ganz klar, ob deine nächsten, abschließenden Worte zum Thema „Kleiner Prinz“ nun nur mir als Beruhigung galten oder eben doch einem inneren Verlangen entsprangen, dessen Bedeutung zu erfassen.

„Ich werde ihn mir auf Kassette kaufen!“, sagtest du sanft, aber bestimmt. „Von jemand vorgetragen verstehe ich ihn wieder noch ganz anders.“

Du weißt ja, das war schon immer so ...“

Ja, das wusste ich. Und das nachzuvollziehen war mir noch nie schwergefallen, also ließ ich es dabei bewenden. Nahm mir daraufhin aber vor, dir „gleich morgen“ die Kassette zu besorgen.

Wie gedacht, so getan. Gleich am nächsten Morgen betrat ich das „WOM“ im „Forum Steglitz“ und hielt nach kurzem Suchen sogleich auch ein letztes Exemplar davon in den Händen. Ich schaute mir das Cover an, darauf abgebildet der Sprecher. Ein dunkelhaariger, wirklich sympathisch anzuschauender Mann eigentlich – und doch, bei seinem Anblick versetzte es mir einen kleinen Stich ins Herz: *„Was, wenn dieser Mann einer von jenen Sprechern ist, denen es mehr auf die rhetorische Wirkung ihrer Stimme ankommt als auf den Inhalt dessen, was sie vortragen?“*, so fragte ich mich. *„Was, wenn er einer von denen ist, die den ‚Kleinen Prinzen‘ nur mit den Augen, nicht aber mit dem Herzen gelesen haben?“* Dann, so schoss es mir schließlich in den Sinn, wäre diese Kassette nichts für dich. Denn wer den kleinen Prinzen nur mit den Augen gelesen hat, der wird ihn auch nur mit den Augen verstehen. Folglich kann er von ihm auch nur ‚mit den Augen‘ vortragen werden.

„Nein!“, entschloss ich mich. Die Sache mit dir und dem „Kleinen Prinzen“ war mir viel zu wichtig, als dass ich mich hierbei auf ein Risiko

einlassen wollte. Also schob ich die Kassette wieder in das Regal zurück, ohne auch nur ein einziges Mal reinzuhören.

Vielleicht tat ich dem Sprecher – ich kenne nicht einmal seinen Namen – ja unrecht damit. Doch in jenem Moment war mir das völlig gleich. Schon immer habe ich mich bei den mir wichtigsten Angelegenheiten meines Lebens lieber auf mich selbst verlassen. So kaufte ich stattdessen eine Leerkassette und ein Diktiergerät dazu. Anschließend zog ich mich in die Wohnung zurück und las nun selber die Geschichte auf das Band ein. Das erinnerte mich an vergangene Zeiten, daran, wie ich dir früher vor dem Einschlafen immer Märchen vorlas oder Lieder sang. Und an etwas, das ich längst vergessen hatte, aber schon damals höchst interessant fand: Weißt du eigentlich noch, dass du als Kind – mit gut sechs Jahren – ein absolutes Lieblingslied hattest? Wenigstens einmal am Abend musste ich es dir vorsingen, und das über Wochen hinweg. Es war das „Heideröslein“, komponiert von Schubert, getextet von Goethe. Hier noch einmal der Text, falls er dir nicht mehr geläufig ist:

Heideröslein

Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,

Lief er schnell, es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.

Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Knabe sprach: „Ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!“
Röslein sprach: Ich steche dich,
Dass du ewig denkst an mich,
Und ich will's nicht leiden.

Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach's
Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Musst es eben leiden.

Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Wie passend, nicht wahr!?

Am selben Abend noch – ich hörte gerade die
Bandaufnahme noch einmal ab – riefst du an und

erzähltest mir, dass du wegen der vielen Klausuren kaum noch schlafen könntest. Auch sei deine Hautflechte wieder stärker hervorgetreten.

„Klar ...“, fiel ich dir ins Wort, „der Prüfungsdruck!“ Und fügte dann, wie gewohnt, salopp noch hinzu: „Ach Schatz, mach dich nicht so verrückt ... Du machst nur das Abitur, und danach wirst du nur ein Studium absolvieren, und danach nur einen Beruf ausüben ...“

Du lachtest. Und ich freute mich – wieder einmal war es mir gelungen, dich aufzumuntern. So richtig glücklich aber machte mich das nicht. Denn angesichts deines stillen Leidens hatte mich längst wieder mein altbekanntes Gefühl der Ohnmacht beschlichen. Viel lieber wäre es mir gewesen, dir anstelle dieser kurzlebigen Aufmunterung eben vom kleinen Prinzen und somit von jener Sicht der Dinge zu erzählen, die in der Lage ist, dich dauerhaft mit der Leichtigkeit des Seins zu versorgen. Natürlich unterließ ich das tunlichst. Denn nur zu gut haftete mir noch immer das Bild deines damaligen Blickes im Gedächtnis.

Wir plauderten noch ein wenig, redeten über dies und das und verabschiedeten uns schließlich. Was mir auf dem Herzen lag, blieb dabei ungesagt. Ich drückte auf die Trenntaste und schimpfte lauthals in den Raum hinein: „Wie nur kann ich ihr vermitteln, dass der wahre Sinn des Lebens nicht nur aus Prüfungen, Ansehen oder Geldverdienen besteht? Das Leben nicht Leid, sondern Freude ist?“

... Wie, wenn wir nicht reden können – kann mir das mal einer erklären!?”

Worauf ich natürlich keine Antwort erhielt, denn es war ja niemand da. Also redete ich mich weiter in Rage. „Immer das gleiche Spiel: Ist die Zeit für Erklärungen vorhanden, mangelt es am rechten Zeitpunkt. Ist der rechte Zeitpunkt da, mangelt es an vorhandener Zeit – ach, was soll's, gib es auf! Vielleicht ist das Ganze ja auch gar nicht so wichtig. Dir hat schließlich auch niemand den Weg gezeigt und doch hast du ihn gefunden ...“

Und just in jenem Moment, in dem ich mich entschloss, mir keine Gedanken mehr darüber zu machen, wie du deinen Weg nun finden könntest oder ob überhaupt, da kam in meinem Bewusstsein jene entscheidene Frage an, mit der die folgende Aufzeichnung ihren Anfang und mein leidiges Problem sein Ende nahm:

„Wie hast du vom Weg erfahren?“, fragte ich mich.

Antwort: „Durch ein Buch!“

Es war Hermann Hesses „Siddhartha“. Ich liebte diese Erzählung damals über alles und las sie Dutzende Male durch. Doch die eigentliche Bedeutung von „Siddhartha“ erfasste auch ich erst, nachdem sie mir von einem Freund, handschriftlich und aus eigener Sicht, vermittelt worden war.

Kleiner Leitfaden

„Was wichtig ist, sieht man nicht“

(Antoine de Saint-Exupéry)

Paradoxon

Ohne Worte
Sind nachfolgende Gedanken
entstanden.
Durch dich und für dich
Das Wort hat sie geboren!

Jedoch, was eine Dichtung ausmacht,
Ist nicht das Wort an sich;
Es findet sich in geistiger Form,
Gerade dort, wo keine Worte stehn.

Kurzum: Was zwischen den Zeilen steht, ist
oft viel mehr als das, was in den Zeilen steht. Hier
findet sich auch der Grund, warum ein jeder in ein
und demselben Ding etwas anderes sieht.

Wie sich für mich die Geschichte im Ganzen darstellt

Kurz gefasst stellt sie die Antwort auf die ewige Frage der Menschheit dar, die da lautet: „Was ist der Sinn des Lebens?“ Ganz einfach: die Liebe! Jedoch meint diese Geschichte nicht irgendeine Liebe, sondern die Liebe zu uns selbst. Besser, dem ureigenen Wesen in uns, dem wir schon unzählige Namen gegeben haben. Antoine nennt es „kleiner Prinz“.

Gleich wie, Namen sind austauschbar. Dein ureigenes Wesen jedoch nicht! Es ist einzigartig auf dieser Welt! Und nur für dieses lohnt es sich zu leben und schließlich auch die „vielen kleinen Tode“ darin zu sterben – so die Botschaft. Das Wissen darum, worin die eigentliche Bedeutung des Menschseins liegt, ist der Geschichte Grundanliegen, ist deren Fundament und Ziel. Und so zeigt sie denn auch gleichzeitig den Weg dorthin auf.

Vielleicht fragst du dich an dieser Stelle, warum es Antoine wohl wichtig war, Ziel und Weg zum ureigenen Wesen aufzuzeigen. Ich denke, weil er diesen Weg selbst gegangen ist, die ersehnte Erfüllung darin fand und so die Welt mit anderen Augen sehen und lieben lernte. Aus dieser Liebe heraus muss dann in ihm der Wunsch entstanden

sein, diesen Weg zu lehren, damit auch jene glücklich werden, die noch immer „*einen Elefanten in einer Riesenschlange für einen Hut halten*“.

Aus Antoinettes Erzählung geht hervor, dass es viele Jahre dauerte, bis er endlich auf ein Wesen traf, das ihn und seine Zeichnung sofort erkannte. Kein menschliches Wesen, so berichtet er, sondern eines von einem anderen Planeten – in der Menschenwelt habe er vergeblich danach gesucht. So war ihm vielleicht auch daran gelegen, uns Zeit zu ersparen oder endlose, unbefriedigende Umwege. In jedem Fall aber muss er ein guter Menschenkenner gewesen sein und wusste wohl aus eigener Erfahrung nur zu genau, warum wir einen Wegweiser dringend brauchen. Schließlich betont er:

„*Denn ich möchte nicht, dass man mein Buch leichtnimmt.*“

Warum nicht? Jeder einzelne Mensch ist – bewusst oder unbewusst – auf der Suche nach seinem ureigenen Wesen und dessen bedingungsloser Liebe. Das kannst du gut daran erkennen, dass für gewöhnlich der Mensch tagein, tagaus wie gehetzt alles Mögliche anstellt, um Liebe bzw. dauerhaftes Glück zu erlangen. Er sucht danach in seinen zahlreichen Aktivitäten, in erworbenen Konsumgütern oder anderen Menschen. Doch jedes Mal, wenn er glaubt, endlich sein Glück darin gefunden zu haben, stellt sich über kurz oder lang Enttäuschung ein. Da stellt er resigniert fest, dass ihm da noch immer irgendetwas zu seinem Glück

fehlt'. Und da hat er denn auch ganz recht – denn er hat alles, nur nicht sich selbst.

Antoinettes Suche endete mit der Bekanntschaft des kleinen Prinzen. Und durch das Zusammensein mit ihm erfuhr er, dass das, was uns wirklich zu unserem Glück fehlt, nirgends im Außen gefunden werden kann. Dass wahre, beständige Liebe, Freiheit oder Freundschaft weder gekauft noch durch Hyperaktivität im Beruf oder vermeintlich hervorragende Leistungen an Mensch oder Tier erworben werden kann, sondern allein nur durch die bewusste Suche im Innern unserer selbst, nach unserem Selbst.

Dann aber auch, weil eines jeden Wesens Kern eine liebende Seele ist und diese Seele uns ohnehin keine andere Wahl lässt. Wir haben lediglich die Wahl, ob wir den Weg hin zu tiefer Erfüllung und endlosem Glück freiwillig gehen – und damit leidlos – oder nicht. Ja, so paradox, so verrückt das auch klingen mag, aber die Seele eines jeden menschlichen Wesens verlangt ebenso nach ihm, wie er nach ihr verlangt, und haben sie einander erst einmal erkannt, dann gibt es kein Entrinnen mehr. Die stolze Blume des kleinen Prinzen ist ebenso angetan von ihm wie er von ihr. Sie vergeht ebenso vor Sehnsucht, denn sie braucht ihn, bzw. seine Aufmerksamkeit, um sich in ihrem Sein ungehindert entfalten zu können. Sie möchte von ihm umsorgt, bewundert, behütet werden. Sie ist eitel, aber in ihrem leuchtenden Sein wunderschön. Der kleine Prinz kann nicht anders, als sie zu bewundern, sie

zu lieben. Und so bleibt ihm letztlich lediglich die Wahl, ob er die Verantwortung für seine Blume freiwillig übernimmt und somit in den Genuss ihrer Liebe und Schönheit kommt oder ihr den Rücken kehrt, dafür aber leidet. Genauso steht es auch mit unserer Seele. Sie braucht uns, um real fühlen, spüren und ausleben zu können, wozu sie selbst nicht in der Lage ist. Weil sie formlos ist. Daher drängt sie stets danach, endlich von uns erkannt, erfasst und verstanden zu werden. Und das aus einfachem Grund: Sie will sich des Lebens freuen! Sie will schöpferisch und eben frei von den scheinbaren Nöten ihres Trägers ihr Dasein genießen. Sie will es berühren, dieses sprudelnde Leben, das so unendlich reich an Möglichkeiten ist, und gleichzeitig von ihm berührt werden. Sie will sich schenken, will lieben und wieder geliebt werden. Dass dem wirklich so ist, muss sicher nicht lang bewiesen werden. Oder kennst du auch nur einen einzigen Menschen, der aus tiefster Seele heraus gern leidet?

Und wie nun die Blume kann daher auch unsere Seele nicht anders als glücklich machen, da sie sich nur darauf versteht, einfach da zu sein und zu lieben.

Die Seele sucht nicht Liebe, sie ist Liebe! Wie die Blume. Sie geht nicht auf die Suche, sondern verweilt liebend immer am selben Ort. Aber Liebe muss sich ausdrücken können, will sie sich erfahren. Muss sich entfalten können, will sie sich

verwirklichen. Wonach es sie verlangt, ist die ungehinderte Ausdrucksmöglichkeit über einen Körper. Und so steht auch unsere Seele unter einem gewissen Zwang, den wir immer dann zu spüren bekommen, wenn wir ihr nicht genügend Aufmerksamkeit schenken. Sie stattdessen unbeachtet in die dunkelste Kammer unseres Herzens verdrängen. Sie verlassen – nicht gewillt sind, ihrem Wesen zu folgen, und sie so daran hindern, sich in ihrer Liebe auszudrücken. Unsere Seele ist – so unscheinbar sie uns auch vorkommen mag – dennoch allein diejenige, die uns den Weg heraus aus den Nöten und rein ins Glück wieder und wieder aufzeigt – sie kennt den Weg. Doch ohne unser Dazutun, ohne unsere Aufmerksamkeit, ohne unser Vertrauen in sie ist sie zum Kampf mit uns – unserem Körper und unserem ewig zweifelnden Verstand – herausgefordert. Vergiss nicht, sie ringt um die Erfüllung ihrer selbst, um ihr Leben, also setzt sie auch ihre ganze Macht nur dafür ein. Und das gleich welcher Art, ob positiv oder negativ von uns erfahren, stets verfolgt sie nur dieses eine Ziel.

Wie groß ihre Macht im negativen Sinne ist, lässt sie uns jedoch nur dann spüren, wenn wir ihr keine andere Wahl lassen. Zum Beispiel immer dann, wenn wir zum x-ten Male ein und dieselben Fehler begehen. Handlungen, von denen wir bereits wissen, dass sie uns in ihrer Folge unglücklich machen werden, uns trennen vom ersehnten Glück, statt uns mit ihm zu verbinden. Indem wir hofierend

oder ängstlich nur irgendwelchen Normen folgen, die selten wirklich etwas mit unserem Selbst zu tun haben, oder uns letztlich gar völlig aufgeben, indem wir nicht mehr an das Leben, die Liebe darin, glauben. Kurzum, immer wenn wir unserem wahren Wesen nicht folgen, dann bekommen wir dessen Macht im scheinbar destruktiven Sinne zu spüren – denn die Seele drückt sich über den Körper aus.

Der Körper ist der Ausdruck der Seele. Das bedeutet, ist unsere Seele glücklich, erfahren wir über unseren Körper ein ebenso glückliches, also gesundes und strahlend junges Aussehen und Fühlen. Leidet die Seele hingegen, dann ist dementsprechend auch der Ausdruck unseres Körpers ein leidender. Er wirkt verhärmt, grau oder gar vertrocknet, ähnlich einer welkenden Blume. Es fühlt sich einfach krank an in ihm. Da bekommt unsere Haut plötzlich Ausschlag, schmerzt der Hals oder flackert das Augenlid. All das sind kleine Warnsignale der Seele, dass wir uns an irgendeiner Stelle von uns selbst entfernt haben. Beachten wir diese Signale nicht, indem wir freiwillig innehalten, nach innen lauschen und versuchen, auf die Fragen unseres ur-eigenen Wesens Antworten zu finden, dann wird sie uns irgendwann mit brachialer Gewalt dazu zwingen.

Wie? Sie zwingt uns einfach ins Bett – zur Ruhe! Verhindert äußerliche Aktivitäten durch eine Erkrankung des Körpers, legt diesen dann

buchstäblich einfach lahm. Eine Grippe vielleicht, ein Beinbruch oder eine Lungenentzündung. Die nächste Steigerung könnte etwa ein kurzzeitiger Seh- oder Hörverlust, eine zeitweilige Lähmung des Bewegungsapparates oder gar der Infarkt des Herzens sein. Und es ist sicher nicht schwer zu erraten, wie es uns weiter erginge, wenn wir auch diese Warnsignale missachteten.

Zum einen lässt uns also unser Wesenskern keine andere Wahl. Zum anderen sind auch wir auf der Suche nach ihm. Im Grunde kein Geheimnis, eigentlich das Gegenteil. Denn sehr viele Menschen gibt es, die um dieses Wechselspiel, um jene wesentliche Verbindung zwischen Körper und Seele, Innen wie Außen, wissen. Und doch, wenige sind es, die diese Verbindung ernsthaft beachten, und letztlich äußerst gering ist die Anzahl derer, die das Wissen um diese Verbindung schließlich auch verstehend verinnerlicht haben – die sie leben. Letztere erkennst du an ihrem offenen Blick, an ihrer heiteren Gesinnung. Diese strahlen durchweg Wärme aus. Vor allem aber: Lebendigkeit! Pure, lebensbejahende Lebendigkeit, die alles, was ihr begegnet, frohen Herzens bejaht. Die weder beurteilt noch verurteilt, sondern alles in seinem So-Sein belässt.

Diese Menschen haben nicht den Wunsch zu besitzen. Halten nicht fest, sondern lassen frei. Jeden und alles! Denn sie lieben alles und jeden so,

als hinge ihr Herz daran, und doch hängt ihr Herz an nichts. In ihrer Nähe empfindest du tiefen Frieden, fühlst du dich geborgen, spürst du, wie eine neue Kraft in dir aufkeimt. Eine Kraft, die dich mit Mut versorgt. Dich beflügelt, mit stiller oder auch heller Freude und Sorglosigkeit. Ihre Ruhe und Gelassenheit, ihr Lächeln wirkt authentisch. Was sie jedoch an Worten sagen oder an Gesten wagen, erscheint den meisten Menschen widersprüchlich, kindisch oder gar dumm. Und was sie tun, wird oft für verrückt gehalten: Sie öffnen manchmal ihr Fenster, gerade so zum Vergnügen. Blicken den Himmel an, lachen und sagen: *„Ja, die Sterne, die bringen mich immer zum Lachen!“*

Möge dir das Leben recht viele solcher Menschen auf den Weg mitgeben.

Warum es nur vereinzelte sind, liegt denn daher auch an dem Weg selbst, den du einschlagen musst, so du zu deinem eigenen Wesenskern vordringen willst. Denn dieser Weg ist ein formloser Weg. Das heißt, er führt zunächst geradewegs heraus aus dem geschäftigen Treiben der Welt, hinein in die menschenleere „Wüste“.

Antoine trifft auf den kleinen Prinzen *„... tausend Meilen von jeder bewohnten Gegend entfernt“*, in der Wüste Sahara. Von außen betrachtet also ein ziemlich einsamer Weg, der zunächst für Ablenkungen wie Kino, Partys oder sonstiges kaum Raum bietet. Vorerst auch wenig Ruhm noch Ehre

bei den Mitmenschen einbringt und obendrein noch so einiges an Geduld abfordert. Geduld aufzubringen für sich selbst ist in jedem Fall eine große Herausforderung, die echten Mut erfordert. Echten Mut aber besitzt kaum noch jemand. Dieser ist frei von Abhängigkeiten jeglicher Art und nährt sich nur von einem: jenem starken Willen, der konzentriert nur auf das Erreichen des einzig wahren Zieles, der Freiheit seiner Seele, ausgerichtet ist, also unbeirrbar über alle Hindernisse hinweg in blindem Vertrauen an einen Sieg glaubt. Wer diesen Mut besitzt, folgt einzig seinem eigenen Weg. Selbst dann noch, wenn alle Welt ihn für einen Träumer oder Kranken hält.

Sieh dich um! Wie viele Menschen kennst du, die ihre Träume wahr machen oder wahr gemacht haben? Es fehlt an Mut, stattdessen herrscht Angst. Diese wird aus dem Selbst-zweifel heraus geboren. Aus dem Zweifel am eigenen Selbst – aus dem Zweifel an dessen segensreicher Kraft und Macht –, und so halten Generationen um Generationen – statt an ihrer ewiglich lebendigen Seele – sich lediglich an dem fest, was sie irrtümlicherweise zu besitzen glauben: an vergänglichen Formen. Das befriedigt zwar nicht, scheint dafür aber sicherer – so glauben sie. Derweil lehrt sie das reale Leben dennoch unbeirrbar weiter, dass nichts so derart sicher ist in ihm wie gerade die Unsicherheit. Oder anders: dass nichts sicherer ist als die Vergänglichkeit allen feststofflichen Seins.

Viele Gründe mag es geben, warum nur Einzelne diesem Weg nach innen folgen, letztlich aber lassen diese sich doch auf zwei Punkte reduzieren: zum einen aus Unwissenheit, dem Mangel an Kenntnis über den Sinn des Lebens, dessen Ziel und den gangbaren Weg dorthin. Zum anderen – und weitaus größeren Teil – aus Mangel an Vertrauen in sich selbst.

Der Weg wird nicht beschritten aus der Angst heraus, zu verlieren – Anerkennung, Besitz, Kontrolle über sein Leben oder was auch immer. Was ist, das kenne ich, was kommt, ist ungewiss. Verlustangst und Ungewissheit sind es, die viele Menschen schon vorab daran hindern, diesen Weg für sich überhaupt erst in Erwägung zu ziehen. Denn für etwas, das ungewiss ist, also noch im Verborgenen liegt, vermag kein Mensch eine Garantie bzw. feste Größen in Form von Zahlen – *„Die großen Leute haben eine Vorliebe für Zahlen.“* – über die Höhe der Belohnung oder den dafür zu entrichtenden Preis abzugeben. Es gibt nur die große Unbekannte, wie in der Mathematik, die es noch zu finden gilt.

Auch ist hierbei ein Übertragen der Verantwortung für das eigene Tun nicht möglich. Der Weg kann nur allein und eigenverantwortlich gegangen werden. Über das Ausmaß des Ertrages, mäßig oder überragend, bestimmt einzig der Einzelne selbst. So bleibt dieser Weg für jeden, der ihn geht oder schon gegangen ist, ein einmaliger – und in seinem

Erleben höchst individueller, der sich jeglicher Greifbarkeit für andere entzieht. Und wohl daher, weil dieser Weg zum Selbst ein stiller und für Außenstehende verborgener ist, der zunächst von der Gemeinschaft wegführt und sich so selbstredend auch deren vermeintlicher Kontrolle entzieht, wird er von dieser auch nur selten offeriert, hofiert oder honoriert.

Allerdings völlig zu Unrecht. Denn genau betrachtet ist dieser innere Weg ebenso strukturiert und vorgegeben wie jeder x-beliebige andere im Außen auch. Beide unterliegen der gleichen Gesetzmäßigkeit, folgen ein und demselben Muster, bestehend aus: Ziel, gangbarem Weg zu diesem Ziel, zu entrichtendem Preis – sprich, Konsequenz oder Einsatz – und schließlich dem zu erwartenden Ertrag – sprich, Lohn.

Auch bei einem äußeren Ziel liegen der tatsächlich zu entrichtende Preis und die Höhe des Ertrages – wenn auch nicht so offensichtlich, so doch in der Tat – ebenso zunächst nur als theoretische Vorgabe vor. Als Wunschvorstellung, deren Erfüllung noch gänzlich ungewiss ist. Zumindest so lange, wie der Weg zu jenem Wunschziel nun nicht auch praktisch beschritten wird. Die gemachten Erfahrungen hierbei sind ebenso einzigartig und individuell.

Ein Beispiel hierfür. Der Langstreckenläufer. Sein Ziel: schnellster Läufer, Sieger zu sein. Der

gangbare Weg: die Strecke selbst. Der zu entrichtende Preis: trainieren, trainieren und nochmals trainieren. Der zu erwartende Ertrag: Ruhm, Ehre, Anerkennung, Siegesprämie.

Oberflächlich betrachtet bleibt hier nichts verborgen. Alles scheint gegeben und klar definiert. Doch nur scheinbar, denn gegeben, und somit feste garantierte Größe, sind lediglich das zu erreichende Ziel und der Weg zu diesem Ziel. Tatsächlich zu entrichtender Preis oder zu erwartender Ertrag hingegen liegen im Verborgenen, folglich nur in des Läufers Wunschvorstellung vor. Fazit: Um diese Unbekannten zu erfahren, muss er die Strecke zum Ziel erst wahrhaftig durchlaufen – Schritt um Schritt. Bevor er sich also für das Ziel entscheidet, kennt der Läufer die erreichbaren Größen nur in der Theorie. Nicht einer kann ihm garantieren, dass er sein Ziel in jedem Fall erreicht – und schon gleich gar nicht mit Sicherheit benennen, wie hoch der Ertrag für ihn am Ende wirklich ist. Niemand kann ihm sagen, wie viele Stunden er wahrhaftig trainieren muss, wie viel Schweiß und vielleicht auch Tränen es ihn kosten wird, sich auf dieses eine Ziel zu konzentrieren.

Und doch entscheidet er sich für den angebotenen Lauf. Denn das mögliche Ziel, „schnellster Läufer“ – der Welt vielleicht?! –, wird von ihm, aus welchen Gründen auch immer, aufs Höchste begehrt und daher mit festem Willen angestrebt.

Ein jeder Tausendmeterlauf beginnt mit einem

ersten Schritt, das weiß der Läufer – so tut er ihn! Realisiert ihn schließlich und ist dabei ganz allein – sowohl beim Training als auch beim Ziellauf selbst. Ein Außenstehender mag den Läufer laufen sehen, doch dessen Erleben oder Erfahren dabei kann von jenem weder erfasst noch nachvollzogen werden.

Und noch ein Beispiel, welches ich gerade besonders mag: Während ich jetzt hier sitze und diese Zeilen an dich verfasse, dürftest du in deinem Zimmer in Neukölln sitzen und für die bevorstehende Bioklausur lernen. Du tust das mit dem Gedanken an ein zu erreichendes Ziel, das Abitur – erinnerst du dich noch daran, wie es war, bevor du dich entschlossen hast, den Weg zu diesem Ziel zu gehen?

Da wurde dir ein Ziel nahegelegt: das Abitur. Ein Weg aufgezeigt: „OSZ“ oder Gymnasium. Der Preis genannt: lernen, lernen und nochmals lernen, und zwar so, wie der Lehrplan es verlangt, und nicht, wie du es gerne hättest. Und schließlich auch der eventuell zu erwartende Ertrag, die höchstmögliche Belohnung, dargelegt: Abschluss mit Auszeichnung, Stärkung des Selbstbewusstseins, bessere Berufschancen usw. usf.

Zunächst alles nur Theorie! Erfahrungswerte jener, die diesen Weg schon vor dir gegangen sind. Wissen aus zweiter Hand, wenn du so willst. Deren Wissen, nicht deines! Dir blieb nichts anderes, als blind zu vertrauen – ihnen, aber doch vor allem dir

selbst. Niemand konnte dir damals – wie auch heute nicht – garantieren, dass dieser Weg auch für dich der richtige ist, ob du das Ziel überhaupt erreichen wirst – geschweige denn dir sagen, wie sich dieser Weg im Einzelnen für dich gestalten wird: ob du letztlich überhaupt in der Lage sein wirst, den Preis dafür zu zahlen, oder wie am Ende der Ertrag ausfallen wird. Und doch hast du dich dafür entschieden. Nimmst all diese Unbekannten in Kauf, dabei allen Mut zusammen und tatest den ersten Schritt.

Warum? Weil dir das Ziel, das Abitur, samt seines in Aussicht gestellten Ertrages begehrenswert erschien.

Inzwischen hast du schon zahlreiche Schritte getan. Dass du den Weg bis dahin völlig eigenständig, also ganz allein gehen musstest und gingst, niemand dir auch nur einen einzigen Schritt abnehmen konnte und du für alles, was du auf diesem Weg getan oder nicht getan hast, selbst die Verantwortung für die Folgen daraus – in Form von guten oder weniger guten Noten – übernehmen musstest, dürftest du inzwischen nun auch mehr als einmal erfahren haben. Denn du bist es, die jetzt gerade sitzt und lernt. Allein mit dir! Und nicht deine Lehrer, nicht deine Freunde, weder dein Vater noch ich, können wirklich nachvollziehen, wie es dir dabei geht. Die Erfahrungen, die du auf dem gesamten Weg zum Abi machst, sind deine ureigenen und nicht übertragbar auf Dritte. Warum? Weil sie allein von dir

erfahren, erfüllt und durchlebt werden. Alle deine Mitschüler verfolgen das gleiche Ziel, jedoch bleibt der Weg dorthin für jeden Einzelnen von ihnen ein einmaliger und in seinem Erleben höchst individueller.

Und so steht es letztlich um jedes Ziel, um jeden Weg gleich:

Alle Ziele der Welt würden von dir als solche nicht erlangt,

Wenn dir nicht auch der Weg dorthin bekannt.

Doch auch alle Wegweiser nützen dir am Ende nichts,

Wenn dir beim Wort „Vertrauen“ schon das Herz zerbricht.

Und wenn du letztlich den Weg selbst nicht auch in der Tat beschreitest,

Rückt schließlich jegliches Wunschziel in eine dir ferne, unbekannte Weite.

Ein jeder ist auf seinem Weg! Ist Proband und Garant zugleich. Ob sein Weg nun der innere oder einer von den vielen für die zahlreichen Ziele im Außen ist. Alle Wege unterliegen ein und derselben Gesetzmäßigkeit, um die niemand herumkommt – sofern er sein Ziel erfolgreich erreichen will.

Du siehst also, dass der innere Weg durchaus nicht schwieriger oder leichter zu begehen ist als ein

äußerer. Und wenn dem so ist, dann bedeutet das folglich auch, dass ein erfülltes Leben für jedermann möglich ist – dass Glück nichts Willkürliches, sondern ein ganz normales Ziel darstellt, das, wie jedes andere Ziel auch, nur festen Mutes angestrebt werden muss, um es zu erreichen.

Doch des festen Mutes Fundament ist der Glaube. Womit ich wieder am Anfang angelangt wäre. Denn schließlich: Ein jeder Mensch kann nur das erstreben und erreichen, an das er letztlich auch glaubt.

Auf den Glauben kommt es an! Und das ist schlussendlich auch der wahre Grund, warum nur die Kinder noch auf dem Pfad der unbekümmerten und freien Selbstliebe wandeln, nicht aber mehr „*die großen Leute*“. Kinder glauben nur an die Liebe, deshalb wird sie ihnen auch zuteil. Die großen Leute nur an die Zahl – und so können sie auch nichts anderes erhalten. Der Unterschied zwischen beiden liegt im Denken, in dem, was wir Verstand nennen. Kinder denken nicht in Zahlen. Sie kennen sie ja nicht! So steht ihnen denn auch das ganze Universum offen, samt seinen zahllosen Wundern und Möglichkeiten. Kinder wissen nur von der Liebe und leben auch, solange man sie lässt, in völligem Einklang mit ihr. Die „*großen*“ Menschen hingegen denken stets im Sinne der Zahl. Was nun aber wahrlich alles andere als ein Wunder ist. Denn mit jedem Jahr ihres Älterwerdens stürzen stetig neue Zahlenfluten auf sie ein, sodass sie am

Ende gar schon fest daran glauben, sie selbst seien die Zahl – hier als gesellschaftliche Norm, da als persönliche oder unpersönliche Nummer – Geheimzahl, Kennwort oder Code – oder dort als sogenanntes Fakten- oder Grundwissen. Der Varianten gibt es viele.

So werden alle Menschen im Laufe der Zeit fast automatisch zu dem, was sie als Kind oder Jugendlicher eigentlich immer vermeiden wollten – zu fantasielosen Realisten. Und fantasielose Realisten, so weiß jedes Kind, glauben nicht an die Liebe. Besser, sie glauben nicht an deren praktischen Nutzen. Sie glauben nur an das, was sie ergreifen oder verrechnend miteinander vergleichen können. Beides aber kann ihnen die Liebe nicht bieten. Sie kann nur erfahren, gefühlt, eben ausschließlich, „nur“ gelebt werden. Daher vertrauen Realisten auch weder ihren Kindern noch den Menschen, die jenen Weg der Liebe leben oder lehren, noch sich selbst und streben ausnahmslos auch nur Ziele in materiell berechenbarer Form an. Und erkennen dabei noch nicht einmal, dass sie im Grunde in diesen Zielen nichts anderes suchen als sich selbst, eben jene „verloren gegangene“ Liebe ihrer Kinderseele, die sie manchmal sogar spüren, wenn diese auf sie trifft:

„Das erste Mal war es vor zwanzig Jahren ein Maikäfer, der von weiß Gott wo heruntergefallen war ... Das zweite Mal, vor elf Jahren, war es ein

Anfall von Rheumatismus ... Und das ist nun das dritte Mal!“

Doch ebenso wie ein verletztes Tier jener Menschenhand misstraut, die ihm helfen will, trauen auch sie ihr dann nie mehr ganz ‚über den Weg‘.

Und wenn ich es recht bedenke, ist das sogar verständlich. Es ist bequemer, ein Ziel zu haben, dessen Weg mich nicht ständig zum Hinterfragen allen Seins drängt. Mich nicht stets zur Selbstbeobachtung aufruft und dabei noch ohne Ende scheint. Wo Preis und Ertrag irgendwie benannt bzw. beziffert werden können und ich mich somit, begrenzt durch die Zahl und das Wort in vermeintlicher Sicherheit wiegend, nicht in der Unendlichkeit verlieren kann. Oder wo ich, in Ermangelung dauerhafter Befriedigung, wieder und wieder neue Ziele anstreben kann und somit Teil habe an dem so überaus gewichtigen Treiben der Welt. Welches sich zwar, zum Sterben langweilig, ewig nur wiederholend im Kreise dreht, dafür aber die so nett einlullende Gleichförmigkeit der dumpfen Masse beinhaltet. Dies mag ein wenig zynisch klingen und das soll es auch. Doch ist dieser Zynismus mit einem nachsichtigen Lächeln an mich selbst zu verstehen. Denn der Himmel weiß, wie oft ich mir am Beginn meines eigenen Weges gewünscht habe, doch wieder in jenes bequemere Treiben einkehren zu können, aus dem ich da freiwillig ausgestiegen

war. Doch jedes Mal, wenn ich dann beide Wege wieder miteinander verglich, meine Erfahrungen hinzunahm, die ich auf den zahlreichen äußeren wie inneren Wegen gemacht hatte, kam ich nicht umhin festzustellen, dass mein Entschluss auszusteigen endgültig war. Wenn du den inneren Weg erst einmal als real vorhanden erkannt hast und die zutiefst erfüllende Liebe und Lebenskraft spürst, die von deinem ureigenen Wesen ausgeht, dann kannst und willst du keinen anderen Weg mehr begehen. Oder anders, mit den Worten Antoinettes ausgedrückt:

„Wenn einer eine Blume liebt, die es nur ein einziges Mal gibt auf allen Millionen und Millionen Sternen, dann genügt es ihm völlig, dass er zu ihnen hinaufschaut, um glücklich zu sein. Er sagt sich: Meine Blume ist da oben, irgendwo ... Wenn aber das Schaf die Blume frisst, so ist es für ihn, als wären plötzlich alle Sterne ausgelöscht!“

Hier nun die „Konditionen“ des inneren Weges in Kurzform:

Sein Ziel:

Liebe! In der einzig beständigen Form, der geistlichen Selbstverwirklichung. Sprich, Bewusstheit deiner selbst. Freude an der Fülle auf allen Ebenen deines Seins.

Der Weg:

Innenschau, Hinterfragung, Selbstbeobachtung.
Loslassenmüssen von allem, was dein wahres Sein
begrenzt.
Geschehen lassen an dir, statt zugreifen für dich.
Sich in Geduld üben, in Geduld und nochmals
Geduld.

Der Ertrag:

Reine Selbstliebe. Liebe sein, statt Liebe brauchen!
Wahres Selbstbewusstsein und authentisches
Selbstwertgefühl. Erfüllung deiner selbst, dauerhaft!
Frieden, Glück und Harmonie. Gelassenheit,
Sorglosigkeit, Unabhängigkeit. Freiheit!
Unendliche Kraft, Mut und Freude am Leben.
Jugendlichkeit, Schönheit, Reichtum.
Ein Dasein gelebt in Freude, frei von jeglicher
Angst und Abhängigkeit, in dem letztlich:
„Alles sein kann, nichts aber mehr muss!“
Eben wahrhaftiges Sein statt nur äußerer,
vergänglicher Schein.
„... Und das soll nicht wichtig sein?“

*„Man sieht nur mit dem Herzen gut.
Das Wesentliche ist für die Augen
unsichtbar.“*

(Antoine de Saint-Exupéry)



Die einzelnen Prinzipien der Geschichte

Bevor ich dir die Prinzipien aufzeigen kann, die jeweils hinter und für die einzelnen Akteure, Handlungen und Begebenheiten der Geschichte stehen, muss ich zunächst etwas weiter ausholen. Denn um sie zu verstehen, brauchst du noch eine andere, besser: weitere Sicht über den Umgang mit dem Wort an sich.

Dass ein einziges Wort auf vielerlei Weise eingesetzt werden kann, also auch ebenso vielschichtig verstanden werden kann, ist dir sicher nicht neu. Sieh dir nur den letzten Absatz an, geschrieben steht: „... brauchst du noch eine andere, besser: weitere Sicht ...“ Das Wort „weitere“ kannst du nun mindestens auf zweierlei Weise verstehen: einmal als eben nur eine weitere Sicht und mindestens noch ein weiteres Mal so, wie ich es hier meine, nämlich ohne bezifferte Einschränkung. Nimm das Wort „Zufall“. Der eine setzt es gemäß dem Sinne von reiner Willkürlichkeit eines Schicksals ein. Der andere benutzt es in gegenteiliger Art, im Sinne von etwas, „das ihm zufällt“ – also keinesfalls willkürlich ist. Und dazwischen gibt es noch die unendliche Weite geistlichen Spielraumes in den einzelnen Nuancen des Wortes an sich.

So weit, so gut. Das lehrt das Schulbuch. Was jedoch kaum gelehrt wird, dabei aber doch von größter Wichtigkeit für das eigene Leben und das

Verständnis untereinander ist, ist die unabänderliche Tatsache, dass eben diese vielschichtige Einsatzmöglichkeit eines einzelnen Wortes gleichzeitig auch die Ursache für die so zahlreich auftretenden Missverständnisse in der Kommunikation zwischen zwei Menschen ist. Die meisten Menschen sind sich dessen gar nicht bewusst und fühlen sich daher – oft ihr Leben lang – beständig nur unverstanden, wenn nicht gar aus diesem Grund von aller Welt verlassen. Der Volksmund spricht dieses Wissen an, indem er sagt: „Sie sprachen nicht dieselbe Sprache – deshalb haben sie sich getrennt, gehasst oder geschlagen ...“ Damit ist nicht etwa gemeint, dass der eine nur Chinesisch sprach, der andere aber nur Japanisch verstand und dadurch kein Verstehen möglich war, sondern dass sie unterschiedlicher Sichtweisen waren, ohne sich dessen bewusst zu sein. Ein jeder denkt vom anderen: „Er spricht ja meine Sprache, spricht die Worte aus wie ich – also muss er mich auch verstehen.“ Ein großer Irrtum!

„Die Sprache ist die Quelle der Missverständnisse“, so sagt der Fuchs zum kleinen Prinzen. Und er lehrt ihn dieses Wissen just in jenem Moment, als der sich gerade anschickt, sich ihm zum Freund – sich ihm vertraut – zu machen.

Wenn du also einen anderen Menschen oder seine Werke wahrhaft verstehen willst, dann darfst du niemals davon ausgehen, gar verlangen oder erwarten, dass dieser nun die gemeinsame Sprache

im gleichen Sinne versteht oder einsetzt wie du. Im Gegenteil, wenn du den anderen wirklich verstehen willst, dann denke dabei nie an dich. Sondern umgekehrt, öffne dich für seine Auffassung. Mach dich frei von den eigenen Ansichten, Meinungen oder Wertvorstellungen, von der eigenen, lediglich anderen Sicht ein und desselben Dinges oder auch Ereignisses, zumindest für jene geschenkten Augenblicke eurer Begegnung. Nur so wird dann jede Begegnung eine wertvolle Bereicherung für dich und zugleich auch für den anderen sein, lernst du dadurch wieder neue, weitere Ansichten kennen und erhältst so das Verständnis dafür, dass es letztlich jene eine, absolute Wahrheit auf Erden gar nicht gibt, ja, niemals geben kann. Denn alles Absolute ist starr, also die Seele einschränkend. Liebe aber ist Fülle – unendliches Sein in Farben, Formen und somit Möglichkeiten: unbegrenzt!

Und wenn dir das erst mal aufgegangen ist, dann erkennst du wie von selbst, dass eigentlich alle auftretenden Probleme in zwischenmenschlichen Beziehungen jedweder Art nur Missverständnisse sind, die, so der Wille dazu vorhanden ist, jederzeit aus der Welt geschafft werden können. Und dieses Erkennen wiederum wird dich dann mit der Zeit immer freier und daher selbstsicherer machen im Umgang mit jenen Menschen, die deine Wege kreuzen. Doch nur mit einem offenen Herzen, welches völlig wertfrei, also gänzlich unvoreingenommen, einem anderen gegenübertritt, ist dieses

echte „*Vertrautmachen*“ möglich.

Nicht anders verhält es sich mit der zugedachten Bedeutung eines einzelnen Wortes. Ein jeder versteht den ursächlichen Sinn hinter einem Wort gerade so, wie er selbst dazu in der Lage ist. Das heißt, je nach dem Grad der eigenen geistigen Bewusstheit, Auffassungsgabe oder Position des Aufnehmenden fällt das Verständnis über das, was gerade gehört oder gelesen wird, recht unterschiedlich aus. Das erfährst du immer dann, wenn du mit verschiedenen Leuten über ein Buch, einen Film oder einen neuen Song sprichst. Die Skala der hierbei geäußerten Meinungen reicht dann von „Völlig unverständlich ...“ über „Na ja, nicht schlecht ...“ bis hin zum Ausruf „Einfach groß!“. Dabei bleibt die Sache an sich, über die ihr sprecht, was oder wie sie ist – immer gleich und unverändert. Es ist der jeweilige Blickwinkel, der den Unterschied schafft. Für einen Realisten zum Beispiel bleibt ein Fuchs ein Fuchs. Alle Füchse sind gleich! Beim Lesen zieht er nur dessen äußerliche bzw. körperliche Beschaffenheit in Betracht, die er dann – getreu einer Manier von Schwarz-Weiß-Denkweise – entweder großmütig als ein ihm genehmes Erscheinungsbild annimmt oder eben, als unannehmbar, rundweg ablehnt. Ein schon einigermaßen bewusster Mensch hingegen wird beim Lesen oder Hören des Wortes „Fuchs“ gleichzeitig auch dessen lebendiges Wirken, also spezifische Verhaltensmerkmale, als

Möglichkeit für ein dahinterliegendes Prinzip in seine Betrachtung mit einbeziehen. Er sieht nicht nur den Fuchs als Fuchs, sondern auch die Eigenschaften, die dieser verkörpert: seine Schläue, Gewandtheit oder aber auch Tarnfähigkeit, und wird daher die beschriebene Episode in ihrer Gesamtausage auf eine gänzlich andere Weise verstehen, als es der Realist in seiner nur auf die Körperlichkeit beschränkten Sicht vermag.

Und wieder ein anderer Mensch, der sich auf einer noch höheren Bewusstseinsstufe befindet, wird noch ganz anders verstehen. Denn er bezieht beim Lesen oder Hören beide Ansichten mit ein, wohl erkennend, dass sie ihre Berechtigung haben, und doch wissend, dass sie nur zwei von zahllosen weiteren Sichtweisen sind. So hält er seinen Verstand, aber vor allem sein Herz offen für jene weiteren Sichtweisen, die er noch nicht kennt, die aber – wie er weiß – so zahlreich noch hinter allem Fassbaren stehen. Und wird auf diese Weise nicht selten befruchtet mit dem wahren, lebendigen Geist, der jedem Worte innewohnt: dem Geist des Autors, Redners oder gar des Universellen – je nachdem, wo er gerade steht. Ein solcher liest und hört dann quasi zwischen den Zeilen. Das heißt, nicht dem Buchstaben nach, sondern dem Geiste nach. Letzten Endes kennt er das einfache Geheimnis, welches der Fuchs dem kleinen Prinzen zum Abschied offenbart: *„Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.“*

Aber was meint der Fuchs damit? Was ist das Wesentliche, welches den Augen verborgen bleibt und das offenbar sehr wichtig ist, denn die Suche danach spannt sich wie ein goldener Leitfaden durch die gesamte Geschichte. Nichts anderes als das ureigene Wesen eines jeden Dinges selbst, samt seines Wesenskerns: der liebenden Seele!

Schön und gut, aber wie erfasse ich die Seele nun in der Praxis? Oder anders: Wie sehe ich mit dem Herzen gut?

Das ist so schlicht wie das Geheimnis Urseele selbst: Im Grunde muss es dir nichts weiter als enorm wichtig sein, stets das eigentlich Wesentliche statt nur das scheinbar Offensichtliche einer Sache zu erfassen. Du musst dich brennend dafür interessieren! Echtes Interesse öffnet dein Herz wie von selbst. Dazu musst du, wie gesagt, ganz von dir selbst weggehen: Also mach dich auf, dann bleibe offen und glaube schließlich fest und unerschütterlich daran, dass dir das wahre Wesen dessen, was da gerade vor dir liegt, offenbart wird, damit du zur Fülle und somit zur Freude deines Seins gelangst. Denn das schließlich ist der Urgrund allen Seins: Freude zu erhalten und sie miteinander zu teilen!

Das heißt, bereit sein zu empfangen, zu erfassen. Und das wiederum bedeutet, empfangend offen zu sein, ohne Furcht noch Zweifel. In der Praxis also: von innen nach außen schauen, statt umgekehrt einseitig nur von außen – durch die Augen des Verstandes oder der begrenzenden

Gedanken – nach innen. Umgesetzt in die Tat derweil: nach innen lauschend – quasi fühlend – Kontakt aufnehmen mit allem, was dir begegnet.

Das hast du sicher schon Hunderte Male so gemacht, warst dir dessen aber nicht bewusst. Deshalb schnell noch ein kleines Beispiel hierfür. Die von mir gefertigte Bleistiftskizze, die ich – für jegliche Augen sichtbar – an der Wand in meiner Schreibecke angebracht habe. Jene, welche die Lukas-Kirche darstellt, umrahmt von blühenden Kastanienbäumen. Ein Kunstmaler, welcher das Zeichnen studiert hat und diese Zeichnung daher auch nur aus diesem Blickwinkel betrachten würde, wäre unter Umständen gar entrüstet, wie ich ein solch amateurhaftes Werk auch noch „öffentlich“ zur Schau stellen kann. Du jedoch fandest die Zeichnung wunderschön. Trotz fehlender Perfektion, die auch dir nicht entgangen sein dürfte. Ich hatte dir zu dieser Zeichnung nur gesagt, dass ich sie „irgendwann“ noch in Farbe malen werde, was jedoch nicht einmal nötig gewesen wäre, denn du hattest bereits – beim ersten Anblick schon – fühlend zu ihr Kontakt aufgenommen. Schweigend hast du sie angesehen, damals – und immer wieder neu, sooft du mich besuchen kamst –, und in dich hineingelauscht. Ein kurzes Weilchen nur, doch es reichte dir aus, um nachzuempfinden, was ich an jenem Tage ihrer Geburt sah, dachte und fühlte: unendliche Freude, Achtung und eine Art tief empfundener Demut vor der Schöpfung selbst,

welche allein im Stande war, solche Kraft bezeugenden Schönheiten der Natur inmitten einer staubigen Stadt derart reich und prachtvoll erblühen zu lassen. Auch wenn du es vielleicht nicht haargenau so empfunden hast, so zeigte mir deine freudige Regung – dein augenblicklich strahlendes Gesicht und heiteres Lachen – doch, dass du das Wesentliche in und an dieser Zeichnung erfasst hattest. Dass du gar den lebendigen Geist darin erkannt hast. Den Geist deiner Mutter, der in jenem Moment ein jubilieren-der war. Du hast also nicht nur mit den Augen, sondern vor allem mit dem Herzen geschaut. So hattest du Teil an der Freude und Kraft, die ich damals empfand, als ich diese Zeichnung spontan aus einem beglückten Herzen heraus fertigte.

Und schließlich birgt dieses Sehen noch einen unschlagbaren Vorteil in sich: Wenn dir das Sehen mit dem Herzen so nach und nach bewusst wird und du es eines Tages wieder ganz anzuwenden verstehst, wie es dir als Kleinstkind selbstverständliche Gewohnheit war, erkennst du immer – und das augenblicklich –, mit wem oder was du es gerade tatsächlich zu tun hast. Gänzlich ungeachtet dessen also, was es ansonsten zu sein vorgibt. Augenblicklich erfasst du dann auch, „wes Geistes Kind“ oder anders, „wes Blickwinkels Kind“ dein Gegenüber ist. So kannst du kaum noch getäuscht werden von Menschen oder gar enttäuscht über sie sein. Denn du wirst sie weder mehr auf einen Sockel heben,

noch sie irrtümlicher Weise in ihrer Art beschneiden wollen. Du lässt sie, wie sie sind! So gibt es auch keinerlei Missverständnisse mehr in der Kommunikation im Miteinander, denn du kannst dich dann – so du willst – jederzeit auf „des anderen Ebene“ einstellen und somit Trennung – die Ursache allen Streites – vermeiden. Und all das nun auch ohne dabei dem Irrtum zu unterliegen, auf des anderen Ebene nun ewig verweilen zu müssen. Nein, das brauchst du nicht! Du besuchst sie ganz einfach, schaust nach, ob es auf ihr etwas gibt, das dir noch nicht bekannt ist, und wenn du dann irgendwann das Gefühl hast, es sei an der Zeit zu gehen, dann verlässt du sie eben und kehrst wieder in dein eigenes Haus – auf deine eigene Bewusstseinsebene – zurück.

Die Zeichnung an meiner Wand. Ein jeder, der bei mir einkehrt, schaut sie ja unwillkürlich an und gibt – wenn auch unaufgefordert – ebenso unwillkürlich seinen Kommentar dazu ab. Fragt er mich dann, ob du die Zeichnung gefertigt hast, oder ruft gar einer aus: „Oh, ihr fehlt ja der goldene Schnitt!“, dann rede ich halt mit jenem Menschen ähnlich wie Antoine weder über Engel noch Wunder, geschweige denn über Gott. Sondern ich stelle mich auf seinen Standpunkt, wie immer der auch geartet sein mag. Und auch jener ist dann froh mit mir, denn ich habe ihn äußerst befriedigt – ganz so, wie es seiner Sichtweise entsprach.

Wenn ich dir nun im Folgenden die einzelnen Prinzipien aufzeige, dann hege ich damit nicht den Wunsch, dass du meine Sichtweisen darin nun ungeprüft einfach annimmst. Im Gegenteil. Mein Hoffen ist es, dass sie dich zum Nachdenken anregen, dich hier zum Widerspruch auffordern oder dort mit lebendiger Erkenntnis erfüllen. Zuweilen zum Lachen bringen oder zum Staunen, im Ganzen aber dich doch deinem eigenen Wesenskern ein großes Stück weit näher bringen:

Die Zeichnung

Boa, Elefant, Urwald und Sterne

Eine kurze Einführung in die unbegrenzte Welt der Sichtweisen – das kleine Alphabet: A, B und hernach das C.

Die Boa. Bei dem Wort „Boa“ denkt ein jeder sofort an eine Riesenschlange. Im Umfang mindestens Oberarmstark und etliche Meter lang. In aller Ruhe betrachtet – etwa durch die gepanzerte Scheibe eines Aquariums – eigentlich ein sehr schönes Tier. Ihr Körperkleid ist fein gezeichnet in den Grundfarben der Natur und strahlt einen schimmernden Glanz aus. Die physische Beschaffenheit mutet weich und geschmeidig an und die Art, wie sich die Boa fortbewegt, wirkt schlichtweg einfach elegant – gleichmäßig fließend und dabei fast geräuschlos gleitet sie über jedes Hindernis hinweg, sei es auf dem Boden, in den Bäumen oder auf dem Wasser.

Rein optisch wirkt die Boa also alles andere als angsteinflößend. Das ändert sich erst, wenn wir zudem nun auch ihre spezifischen Verhaltensmerkmale, sprich, ihre Lebensart und -weise, vor allem aber, das kollektive Meinungsbewusstsein der „grauen Masse“ mit einbeziehen. Dann erkennen wir in der Boa auch das gefährliche Tier. Wird aus

der schimmernden Erscheinung eine bedrohliche Präsenz, aus eleganter Fortbewegung ein schmierig-schleimiges Kriechen und aus sanft weicher Geschmeidigkeit täuschende List. Boas sind Einzelgänger. Individualisten – eine jede anders: diese jähzornig, jene eigensinnig, die andere bissig oder schnell reizbar. Sie streifen ihre Haut ab, wann immer es ihnen zu eng darin wird, und sind Fleischfresser. Boas lähmen ihre Opfer mit giftigem Biss. Nehmen sie in den Würgegriff, bis ihnen der letzte Atem entwischt, und verschlingen schließlich ihre Beute im Ganzen.

In gänzlich umgekehrter Weise nun:

Der Elefant. Das Wort „Elefant“ beschreibt – im Gegensatz zur Boa – einen echten Riesen. Ein vom Umfang her ebenso großes wie breites Tier. Ein massiges Tier, welches sich dickhäutig in fadem Grau in Grau schwerfällig und ungelenk fast ausschließlich nur auf festem Grund bewegt. Der Elefant wirkt plump, doch von gewalttätiger Kraft. Wo auch immer er auftritt, da kracht und scheppert es im Gebälk, macht er buchstäblich alles nieder. Eine imposante und gewaltige Erscheinung also, die durchaus gefährlich wirkt – die Angst einflößt.

Doch auch das ändert sich, sobald wir in jenen ersten Blick nun auch den zweiten, den seiner Wesensart, mit einbeziehen. Denn dann erkennen wir in dem Elefanten auch das gelassen-gutmütige Tier. Wird aus der grauen Präsenz eine majestätische

Eminenz. Aus schwerfälliger Gangart massive Grazie und aus krawallendem Gebaren schlichte Unbeholfenheit. Elefanten sind Sippentiere. Alles dreht sich um die Familie und – sie sind Pflanzenfresser. Ihre hauptsächliche Kost besteht aus Gräsern, doch auch die Früchte der Sommerzeit lieben sie heiß. Während sie in mageren Zeiten mit Vorliebe Affenbrotbäume entrinden. Ihre Stoßzähne setzen sie vornehmlich zum Zwecke der Nahrungsaufnahme, Hindernisbeseitigung oder zum Graben von Wasserlöchern ein. Und ihre enorme Kraft richtet sich nur dann gegen andere Lebewesen, wenn sie ihr eigenes oder der Sippe Leben durch diese gefährdet sehen.

Elefant und Boa. Ein Paradebeispiel für Gegensätzlichkeit, die offensichtlich nichts miteinander vereint, und doch verbindet sie Gemeinsames.

Der Urwald. Beider Tiere Heimat, der Grund und Boden ihres Seins. Was den Urwald kennzeichnet, ist seine Undurchschaubarkeit: ineinander verschlungene Bäume, Kletter- und Schlingpflanzen, mannshohe Gräser. Wildwuchs! Keine Wege, keinerlei Übersicht. Dickicht, wohin man auch blickt. Hinter dem sich, als sei es nicht schon genug, unsichtbar und dennoch deutlich zu vernehmen nun auch noch allerlei tierisches Leben verbirgt. So vermittelt der Urwald in seiner geheimnisvollen Verschleierung einem jeden Menschen das Gefühl

der unmittelbar und überall auf ihn lauerten Gefahr. Kein Ort also, so scheint es, an dem ein Mensch auf Dauer unbeschadet überleben kann. Es sei denn, er kennt die Gesetze des Dschungels – Lebensart und -weise von dessen Bewohnern. Sodann ändert sich seine Sicht, wird das Dickicht licht. Kann er sich frei darin bewegen, gar über Dschungel und Tier sich erheben.

Urwälder existieren durchweg aus sich selbst heraus. Unabhängig von Mensch oder Herrentier. Es gab sie schon Jahrmillionen hindurch, bevor die ersten Primaten in ihren Gefilden jagten. Und auch heute noch wachsen und gedeihen sie ausschließlich nach eigenständigen Gesetzen, denen all ihre Bewohner unterworfen sind – den Naturgesetzen.

Die Gesetze der Natur aber beinhalten die Gezeiten und diese wiederum – untrennbar mit ihnen vereint nach gleichem Gesetze folgend – die Gestirne am Himmelszelt wie Sonne, Mond und ...

Sterne. Ein Wort, das schnell beschrieben ist: silbern funkelnde Lichter am Abendhimmel. Mehr bieten die Sterne dem Auge nicht. Sie sind weder schön noch hässlich, gut noch schlecht, kalt noch warm. Sie sind einfach nur da. Ziehen stumm ihre Bahn und vermitteln auf diese Weise zunächst nur eines: Distanz!

Im Grunde bloße wesenlose Erscheinungen, die dem Astronomen als Forschungsobjekte dienen,

indem er sie auf ihre physikalischen Eigenschaften, ihre Entstehung oder ihr Schicksal hin untersucht.

So betrachtet handelt es sich bei den Gestirnen am Firmament also um eine rein physikalische und für den gewöhnlichen Menschen völlig belanglose Angelegenheit, die kaum der Rede wert wäre, wenn es da nicht auch noch die zweite Ansicht gäbe – die jedoch hierbei gerade aus dem Nichtvorhandensein eines sichtbaren Wesensgrundes entsteht –, jene des Astrologen. Durch dessen Sicht erst erhalten die Sterne ihren mystischen Glanz, wird aus stummen Kreisen beredter Göttertanz und aus unpersönlicher Distanz intime Extravaganz, die schließlich seelisch beflügelt gen Himmel streben kann, ohne dass man ihr Schranken setzen kann. Denn den gestirnten Himmel kann ein jeder interpretieren, wie er es mag, da ja niemand dafür ein ewig gültiges Zeugnis hat – nicht der Astronom noch der Astrologe noch die geheime Loge. Von den Gestirnen hat der Mensch sein Zeitrechnungssystem. Die Gestirne selbst indes existieren unabhängig von des Menschen Zeit und Raum. Unbeirrbar folgen sie ihrem eigenen Weg, der stetig wiederholend sich im Kreise dreht – und geben so der Erde einen Rhythmus vor, dem weder Pflanze noch Tier noch der Mensch sich entziehen kann.

Bis hierher reicht die Sichtweise gewöhnlicher Menschen. Wobei die A- oder B-Ansicht in der Praxis natürlich sehr unterschiedlich angewandt

wird und sich auch selten derart getrennt vollzieht. Beide Ansichten gehen – zumindest bei Menschen, für die nicht nur der optische Anblick zählt – fast gleichzeitig miteinander einher, ohne dass sie sich dessen bewusst sind. Doch gleich wie herum der Einzelne das nun auch sehen mag: Antoines Zeichnung nur aus diesen beiden Blickwinkeln betrachtet ergäbe nicht viel Sinn. Im Gegenteil, weder steht so ihr Vorhandensein in Bezug zum Gesamtverlauf der Geschichte noch beinhaltet sie dann eine lehrende Aussage. Denn in der Realität findet sich keine Boa, die groß genug wäre, um einen ganzen Elefanten zu verschlingen. Die größten unter ihnen – maximal zehn bis zwölf Meter lang, so sagt die Wissenschaft – sind sicher in der Lage, Wildtiere wie Leoparden, Antilopen oder Langohrziegen zu erbeuten. Aber Elefanten? Mit Sicherheit nicht!

Die meisten Menschen denken darüber nicht nach. Ihnen ist es gleich, wenn sie mit etwas konfrontiert werden, was eigentlich keinen Sinn ergibt. Stattdessen gehen sie in einer Art großzügiger Gebärde der Nachsicht darüber hinweg, als ginge es darum, dem Schriftsteller einen großen Patzer zu vergeben. Oder tun den fehlenden Sinn ganz einfach mit dem Gedanken „Fabel“ ab. Sie fragen sich nicht: Worin liegt der Zeichnung Sinn? Warum sollte sie den Menschen Angst machen? Wieso bewahrt Antoine seine Zeichnung ein Leben lang auf? Wie kann sie ihm gar Bemessungsgrundlage

für den Grad an Klugheit oder Dummheit eines Menschen sein? Warum machte es ihn traurig, dass es keinen Menschen gab, mit dem er hätte über seine Zeichnung sprechen können? Was steckt dahinter?

Alles Fragen, die sich einem aufmerksamen Leser eigentlich wie von selbst aufdrängen und deren Nachforschung ihm nun ein zwingendes Bedürfnis sein sollte – schon allein der Achtung des Autors wegen, der wohl kaum über zwei Seiten mit diesem Thema Zeichnung, Boa, Elefant und Sterne im Bezug zum Menschen belegt hätte, wenn es nicht von tragender Bedeutung für seine Erzählung wäre. Jedoch mehr noch als darum sollte doch der Leser um seines eigenen Vergnügens willen hinterfragen, denn schließlich: Wozu liest er sonst? Hat nicht letzten Endes der Mensch nur an dem seine wahre Freude, worin er einen Sinn für sich erkennt? Ohne rechte Kenntnis über die Bedeutung der Zeichnung jedenfalls wird er den gesamten Verlauf der Geschichte kaum verstehen. Bleibt ihm das Wesentliche darin verborgen, ja, bringt er sich selbst um den vergnüglichen Spaß einer geistigen Befruchtung beim Lesen.

In diesem Sinne lass uns nun Ansicht C angehen, sprich, fühlend Kontakt aufnehmen. Es ist ganz leicht: Öffne dein Herz und befreie so die Form von ihrer begrenzenden Norm. Das heißt, befreie jedes einzelne Wort von seiner materiellen

Zuordnung und behalte nur dessen Wirkweise oder Wesensmerkmale im Sinn. Lausche dann in dich hinein und forsche nach einer anderen – der Zeichnung einen Sinn gebenden – Form. Dann wirst du herausfinden, dass die Wesensmerkmale des Urwaldes hervorragend zu den einzelnen Ländern und Staaten passen, in denen der Mensch sich bewegt und lebt. Die Wirkweise der Boa geradezu wie maßgeschneidert zu den Regierenden darin, zu Königen, Kaisern, Parteien oder Religionen passt. Und die des Elefanten auffallend treffend zur breiten Masse der Bevölkerung, die unter deren Herrschaft steht.

Ist nicht ein jeder Staat mit all seinen ineinander verschlungenen Gesetzespfaden und Normauflagen für jeden schier undurchschaubar, der sich in diesem Dschungel nicht auskennt? Wirken nicht auch seine Pfade – hier verschleiert, dort hervorgehoben und dennoch im Nichts verschwindend? Und redet der einfache Mensch darin nicht stets von dem einen nur: den überall auf ihn lauenden Gefahren?

Unbeschadet kommen scheinbar nur diejenigen Menschen davon, die sich in diesen verzweigten Gefilden auskennen – jene also, die die Gesetze des Staates erlassen haben und auf diese Weise ausgestattet sind mit der Macht, sich selbst darüber zu erheben. Die herrschende Klasse, die sich zur Aufgabe erkoren hat, das Volk zu führen und zu leiten, um seine umfangreiche Masse und Kraft in Schach zu halten. Das tut sie, wie die Boa, mit

allerlei List: durch Täuschen, Schmieren, Würgen oder Beißen. Mit Brot und simpelsten Spielen lässt sich alles Volk bestens lähmen, auf dass man anschließend den vermeintlich schützenden Hut über es stülpen kann, womit dann der weltlichen Herrschaft genüge getan. Und unter dieser „Obhut“ lebt das Volk, sich fügend und zerfließend im Einheitsbrei, dann als graue Masse dahin – fragt längst nicht mehr nach dem Sinn. Manchmal erhebt sich die Masse, wenn das Futter zu knapp oder das Familienerbe bedroht. Doch schnell versinkt sie wieder in alter Manier: „Wozu nachdenken? Das Leben ist halt so!“ Und findet sich mit ihrem verklavten Dasein ab, als ob nicht auch ihr Verstand gegeben ward.

Was die Zeichnung und ihre Begleitumstände mitteilen, ist dreierlei: Zunächst macht sie durch die zeichnerische Darstellung auf die Blindheit der enormen Masse an Menschen aufmerksam, die ihre eigene Größe nicht erkennt, sich stattdessen zwerghaft einer ihr vermeintlich übergeordneten Menschenmacht unterwirft. Sei es aus Angst oder Unwissenheit, die Masse bewegt sich stets nur innerhalb der Hutkrempe, wagt sich zwar an deren Rand entlang, nie aber darüber hinaus. Einem Menschen also, der sich seiner Größe bewusst ist, würde diese Zeichnung in jedem Falle einen kalten Schauer über den Rücken jagen. Denn er erkennt in dem Hut nicht fürsorglichen Schutz, sondern bedrückenden

Zwang. Eine Realität, die seine Individualität zerdrückt, statt sie zu entfalten. Die zwar reich an materiellen Gütern und Werten, aber so unendlich arm an freiem ungebundenen Geist ist, dass sie nicht einmal wirklich etwas mit den Dingen anzufangen weiß, die sie so stolz ihr Eigen nennt. Doch genau betrachtet erscheint das Leben unter dem Hut – wenn man nur dieses als gegeben, als einzig reale Wirklichkeit anerkennt – vollkommen sinnlos. Essen, Trinken, Schlafen, Arbeiten – für die Mehrzahl der Menschen ist das ein täglicher Kampf, ohne besonderes Glück geschweige denn Freude darin. Ihre Tage schwinden schnell dahin, erscheinen ihnen sinnentleert, genau wie ihre Träume. Immer schneller und schneller schwinden sie mit den Jahren, unausweichlich einem einzigen Ziele zu, dem physischen Tod. Von dessen Wirkung sie zumeist nur eines mit Sicherheit wissen: dass sie, wenn er eintritt, genauso wieder gehen müssen, wie sie gekommen sind: nackt! Alles, was sie an materiellen Besitztümern angeschafft, wofür sie so schwer gearbeitet haben – oft sehr hart und ihr Leben lang –, bleibt zurück. Auf diese Weise ist das Leben am Ende wahrlich kein Unterfangen, das der Mühe lohnt.

Doch auch die „Boa“, die herrschende Klasse, ist nur scheinbar frei. Worauf nun im Weiteren die Begleitumstände der Zeichnung, wie Urwald und Sterne, hinweisen.

Denn der Urwald, in dem sie lebt, folgt eigenen, von Mensch und Tier unabhängigen Gesetzen, die untrennbar im Verbund stehen mit denen der Gestirne am Himmelszelt. Diese Tatsache bedeutet zum einen, dass die vermeintliche Macht der „Boa“ über das Leben nur pure Illusion ist, und zum anderen, dass alles auf Erden, ja das gesamte All, letzten Endes den gleichen unveränderlichen Gesetzen unterworfen ist, den von Anbeginn der Zeit existierenden Weltallgesetzen, die wir schlicht Naturgesetze nennen. Der Mensch kann sich auf Erden großspurig über seinesgleichen, Tier oder Dschungel erheben, mag sich auf dem Lande, zu Wasser oder in der Luft bewegen, ja selbst Mond und Mars besteigen. Eines kann er jedoch nicht: Sich jenen großen, unverrückbaren Naturgesetzen mit ihren ewiglichen Lebensprinzipien entziehen, die da heißen: Werden, Wachsen und Vergehen. Vergänglichkeit! Das ist die Rute, die auch jeden Herrscher irgendwann in seine Schranken weist. Jede Blume, die am Wegesrand steht, wächst, blüht und verwelkt nach diesen unabänderlichen Lebensprinzipien. Jeder Regentropfen, der zwischen Himmel und Erde fällt, formt sich, fällt und vergeht nach den gleichen großen Gesetzen – selbst jeder einzelne Schritt unseres Alltagslebens vollzieht sich niemals außerhalb von ihnen. Einfach alle physische Materie, die uns umgibt, seien es Gebrauchsgegenstände, die Natur samt Sternen und Tier oder eben der Mensch, wird geboren, lebt einige Dauer

und vergeht am Ende wieder. Unwiderruflich, ohne Ausnahme!

Woraus folgt: Wenn alles Materielle unwiderruflich nach diesen Gesetzen vergeht, zerfällt oder stirbt, dann ist es absolut unpassend, wenn ein Mensch sich einem anderen Menschen unterwirft, ihn als größer oder machtvoller anerkennt. Dieser hat nicht Macht! – Hätte er sie, wäre er nicht gleich allen anderen diesen großen Gesetzen unterstellt, sondern frei davon – wie ein ewig Seiender, also wie Gott.

Nein, in dieser Beziehung kann es keinen geben, der über einem anderen steht. Ja mehr noch: Nichts in der Materie verdient es dann, sich dafür zu knechten, geschweige denn dafür zu sterben, da ja alles Materielle dem Tode geweiht ist. Ehrlich, jenen Menschen, dem diese Tatsache nicht aufgeht, muss völlige Blindheit geschlagen haben.

Oder aber er ist hochgradig ignorant. Nur dann sollte er sich auch nicht beklagen, wenn sein Leben mehr frustig als lustig verläuft. Denn wozu lebt er dann? Wenn es doch nichts auf der Welt gibt, wofür es sich zu leben und zu sterben lohnt?! Auf diese Weise ist das Leben gar noch sinnloser, ja fast grausam. Ein willkürlich Ding, das trotz gegebenen Verstandes vom Menschen nicht durchschaut werden kann. Dem er ohne Gnade ausgeliefert ist – ein Leben dann den Tieren gleich ... Das kann es doch nicht sein!?

Ist es auch nicht! Zumindest nicht für den, der

hinter diesen ewig gültigen Weltallgesetzen jenes selbst seiende Lebensprinzip erkennt, aus dem alles entsteht, lebt und in das am Ende alles wieder eingeht. Worauf die Zeichnung nun zum Dritten aufmerksam macht, wenn man ihre zweierlei Aussagen schließlich als ein Ganzes erfasst: Der Mensch ist wirklich der Einzige, der sich wahrhaft aus dem ewig sich wiederholenden irdischen Kreislauf des Werdens, Wachsens und Vergehens befreien kann. Doch hierfür müsste er diesen Kreislauf zunächst einmal mit dem ihm gegebenen Verstandesherz als ein aus sich selbst heraus seiendes und durchweg geistiges Lebensprinzip nicht nur erkennen, sondern ganz und gar anerkennen. Und damit gleichzeitig auch die Tatsache akzeptieren, dass dieses absolute Lebensprinzip ein Prinzip ist, das größer und machtvoller ist als die Materie, in der es wirkt. Denn schließlich: Wenn es diese unverrückbaren Weltallgesetze gibt, dann muss es notwendigerweise auch eine Macht geben, die sie erlassen hat. Wenn es jedoch nichts im gesamten Universum gibt, das diesen Gesetzen nicht unterworfen ist, geschweige denn tatsächlich nachhaltigen Einfluss auf sie hat, dann muss diese Macht notwendigerweise eine Macht sein, die größer ist als das gesamte Universum! Eine Macht, die hochgeistig über aller Materie steht – anderenfalls gäbe es das Leben nicht.

Und wenn es das individuelle Leben gibt, dann muss es notwendigerweise auch eine ebenso

individuelle, sprich unendliche Quelle geben, aus der dieses Leben beständig aufs Neue hervortritt, wo doch Materie nur in der Lage ist, wieder nur Materie hervorzubringen, sprich Vergänglichkeit. Ansonsten gliche ein Ei dem anderen, gäbe es nicht zig Millionen Lebewesen auf Erden, von denen letztlich ja keines in Wesen und Art dem anderen gleicht.

Es gibt Eigenschaften wie die Liebe und die Kraft, doch ist es nicht der Körper, der sie schafft. Er allein ist zu nichts fähig, dazu braucht er einen Geist, der ihn befehligt.

Und da dem so ist, ist auch klar: Der Mensch ist nicht nur Körper, sondern vor allem auch Geist! Ein Teil also jener hochgeistigen Macht, die alles Leben beseelt, wachsen lässt und in die es – in dieser geistigen Form – am Ende auch wieder eingeht. Erde zu Erde, Staub zu Staub und Geist zu Geist. Ein völlig logischer Vorgang: Materie geht in die Materie ein, Geist in den Geist! Dass der Mensch nun aber damit nichts anzufangen weiß, liegt einzig daran, dass er zwar für sich anerkennt, Geist zu besitzen – er ist ja sehr stolz auf seinen Verstand –, nicht aber, dass es, wenn er diesen besitzt, auch einen Ursprung dafür geben muss, dem er sich letzten Endes unterordnen muss. Diesen Ursprung erkennt er zum einen aus Unwissenheit nicht an – wie die *„graue Masse unter dem Hut“* –, mehr aber noch negiert oder ignoriert er ihn, weil er für ihn – seiner Meinung nach – nicht real greifbar und/oder

nicht messbar ist ... Nun, das ist sein Verstand auch nicht – negiert der Mensch aber deshalb die Tatsache, dass er existiert?

Dem Menschen ist Verstand gegeben. Jedoch sicher nicht, um sich damit neue Schranken zu schaffen – indem er lediglich sein unwegsames Dasein im Urwald gegen ein sklavisches im Betonwald eintauscht –, sondern damit er sich darüber erheben kann, und zwar inmitten seiner Betonwelt. Mittels seines Verstandes also seinen geistigen Ursprung erkennt, seine unmittelbare Einheit mit diesem und damit schließlich auch die wahre Größe seines eigenen Seins. Darum geht es letztlich. Darum dreht sich das ganze irdische Leben. Auf dass das geistige Kind bewusst wieder zur Geburtsquelle find', damit es sein Erbe antreten kann. Das geistige Erbe, für das es schließlich bestimmt, von Geburt an: „Ich bin nicht nur ein Kind der Materie. Nein! Vor allem, bin ich das Kind eines großen, allumfassenden Geistes! Eines Geistes, der endlos schöpferisch alle Materie gebiert und in königlicher Manier über sie regiert – mit unendlicher Weisheit, grenzenloser Liebe, Güte und Gerechtigkeit. Und da dem so ist, besitze ich notwendigerweise auch einen Teil seiner Eigenschaften und Fähigkeiten, mit denen ich nun nicht nur die Herrschaft über mein eigenes Leben übernehmen kann, sondern auch übernehmen werde! Denn dies ist mein Geburtsrecht und mein königliches Erbe zugleich: mein Leben frei und

schöpferisch selbst zu kreieren, zu führen und darüber zu regieren. Unabhängig von irdisch verhafter Kleingeistigkeit als ein mich selbst liebender und uneingeschränkter Herrscher über das mir gegebene Sein.“ Dieses Wissen sollte das eigentliche Grundwissen, ja die vorherrschende Lebensmaxime eines jeden Menschen sein.

Am großen Thema Tod, das von den meisten Menschen so ängstlich gemieden wird, ist also letztlich nur erheblich, inwieweit der Einzelne sein Leben genutzt hat, um seinen Wesenskern und damit seine eigene geistige Größe und Überlegenheit über alle stoffliche Materie zu erkennen. Nur dafür steht sie ihm letztlich zur Verfügung. Nicht damit er sich mit ihr identifiziert und dabei seine Herkunft verliert. Sondern damit er durch sie geistig wachsen kann. Lernt, selbst zu schöpfen, womit er sich am Ende frei über alle Materie erheben kann. Nur darum geht es, um dieses geistige Wachstum. Es ist das Einzige, was das menschliche Leben wahrhaft sinnvoll macht!

Womit sich schließlich wie von selbst ergibt, dass der Tod an sich kein Drama ist. Nicht das Ende des Lebens, sondern immer nur wieder ein neuer Anfang – lediglich ein Übergang in eine andere, jedes Mal noch höhere oder reinere Daseinsform. Ein völlig natürlicher Vorgang also, der nur einen geistig Blinden noch ängstigen kann. Je bewusster ein Mensch sich dessen im Verlaufe seines Lebens

wird, desto friedvoller, freier und glücklicher verläuft auch sein irdisches Sein. Er kann es genießen und lieben, ohne daran zu kleben. Er weiß, dass die Materie nicht seine wahre Heimstatt ist, dass sein wahres Selbst von feinstofflich-hochgeistiger Herkunft ist. Er ist sich dessen gewiss, diese Welt irgendwann zu verlassen, doch nur, damit er wieder in die Heimat zurückkehren kann.

Da gibt es diese so viel zitierte biblische Geschichte von dem verlorenen Sohn, die dieses Thema in vortrefflicher Weise beschreibt: Der Sohn verlässt des Vaters königliches Haus und zieht mit dessen Segen und Erbteil in die Welt hinaus. Dort aber gerät er auf die schiefe Bahn, all sein Erbgut ist bald vertan. Am Ende findet er sich bei den Schweinen lebend vor – ohne Habe, zerlumpt und gebrochen. Und in jener Schreckensstunde besinnt er sich dann, erinnert sich, von woher er gekommen ist. Erkennt seine wahre Herkunft an und kehrt voll Reue ins väterliche Haus zurück, wo ihn der Vater sodann liebevoll und schon lang die Rückkehr seines Sohnes ersehnd mit offenen Armen empfängt.

So ist es in der Tat. Ein jeder von uns ist irgendwann einmal aus der wahren Heimat ausgezogen und kehrt unabdingbar auch wieder dahin zurück. Die Frage ist lediglich, wie wir heimkehren: Wie der Sohn in der Geschichte,

bettelarm und kleingeistig – eben nur gezwungenermaßen –, oder reich an klarem Bewusstsein, in dem vollem Besitz unserer geistigen Kräfte, stark an Willen und daher voller Freude und freiwillig uns ihm, dem einzigen Vater aller Dinge, zur Seite stellend. Das ist die Wahl, die einem jeden von uns offensteht: Er kann weiterhin ‚einen Elefanten in einer Riesenschlange für einen Hut halten‘ oder aber bewusst den Weg des kleinen Prinzen gehen und damit für aller Augen sichtbar eine Größe verkörpern, die sich – Kraft ihrer einzigartigen Liebe – schließlich gar über sich selbst erhebt, indem sie sich ganz der Welt hingibt.

Doch wer den Weg des Prinzen gehen will, der muss zunächst einmal den Prinzen suchen. Und wenn er ihn gefunden hat, ihn kennen, lieben und ihm vertrauen lernen ...

Und von diesem geistigen Weg eines Menschen nun, der sich vom Knecht zum Herrscher über sein Dasein erhebt – den Sehende auch den Weg der Erleuchtung oder Erlösung nennen –, handelt schließlich in der Folge der gesamte Verlauf der Geschichte des kleinen Prinzen. Nachdem sie durch die Darstellung der Zeichnung auf die wahre Bedeutung des Menschseins aufmerksam gemacht hat, weist sie notwendig im Anschluss daran auch den gangbaren Weg – hin zu diesem Ziel. Erläutert ihn Schritt für Schritt, und das auf geniale Weise in höchst verständlicher Form.

Kurzum: Bei dieser Geschichte um den kleinen Prinzen handelt es sich schlicht um einen Einweihungspfad!

Jedoch auch dies wird nur jenem aufgehen, der es vermag, mit dem Herzen zu sehen.

Der Weg zum Prinzen
Die einzelnen Prinzipien der Akteure und
Handlungen

Antoine

Steht für den gewöhnlichen Menschen, der jedoch im Laufe seines Lebens durch bewusste Suche und Erfassen seines wahren Wesenskernes wieder zur vollen Erkenntnis seiner selbst gelangt.

Zunächst verläuft sein Lebensweg ganz so wie der aller Menschen:

Der Mensch

Er wird in die Welt hineingeboren
ohne Angst noch Scheu,
Sein Körper ist ihm noch einerlei.
Rein lebt er, in geistiger Welt, die er
für die einzig reale hält.
In ihr tummelt er sich, lacht, weint
oder spielt,
Indes animalischer Leib instinktiv sich

an Mutters Busen reibt.
Durch stete Wiederholung
Lernt er allmählich verstehn,
Außer Geist nun auch Körperlichkeit
zu sehn.
Doch werden erst Mutter oder Vater
zur realen Welt,
Bevor er schließlich auch sich für
dazugehörig zählt.
Die ersten Schritte, er geht auf
Entdeckungstour,
Noch immer ist von Argwohn keine
Spur;
Ist er sich seiner Herkunft noch voll
bewusst,
Die ihm in dieser Zeit beschert all seine
spielerische Lust.
Das Stofftier ist nicht einfach nur
leblose Materie dann,
Sondern alles, was ihn umgibt, ist mit
pur geistigem Leben angetan.
Er trennt nicht die irdische von der
geistigen Welt, im Gegenteil,
Er macht, dass sie im gleichen
Verhältnis sich stellt.
Einheit ist noch nichts Abstraktes,
sondern tagtägliche Norm.

So fühlt er sich geborgen, stets im
liebend sonnigen Gemüt:
Kindliche Einfalt, die sich selbst
genügt.

Doch dann lernt er die Sprache
kennen.
Dinge bei einem Namen zu nennen.
So ist's um seine Einfalt bald
geschehen.
Wird er nach und nach dazu gebracht,
Sich und die irdische Welt
Nun ohne Schöpfer zu sehen:
Kann er nur noch heimlich ihn
besuchen gehen
Das geht so fort, bis zum sechsten
Lebensjahr,
Jenem weltlich genormten Wendejahr.
Die Zahl kommt hinzu und aus ist's
Mit dem sonnigen Gemüt im Nu.
Das Thema: geistige Welten nun
völlig tabu!

Und gleich
Ob er nun verzweifelt mit sich ringt,
Ob nun die großen Leute
Oder er wie jene sagen es ist, der

spinnt,
Die Masse ihn dennoch in die Beuge
zwingt.
Womit die Trennung von der Heimat
nun endgültig vollzogen.

Fazit:
Fortan fühlt er sich nur noch betrogen
dasselbst einsam verlogen ...

Und dieser Zustand dauert sein Leben
lang an,
Es sei denn, er weiß, wie er wieder
zurückfinden kann!

Es ist schon verblüffend, dass der Mensch diesen Weg schon seit Tausenden von Jahren geht, sich aber nie fragt, was dahintersteht. Noch verblüffender ist es, wie viele Eltern mit nachsichtigem Lächeln wahrnehmen, dass ihre Kinder die Welt mit anderen Augen sehen, sich aber niemals fragen, wie sie das tun und vor allem warum?! Dabei: Welch einen Gewinn brächte es ihnen, wenn sie es täten! Sie könnten so unendlich viel von ihrem Kind lernen. Doch hindert sie ihr geistiger Hochmut daran. Der entsteht durch das weltlich instruierte oder antrainierte Wissen, dem die „*großen Leute*“ noch mehr Achtung und Aufmerksamkeit zuteilwerden lassen als der wahren Weisheit, die eben gerade ein

Kind noch in reinster Form widerspiegelt. Indes, weltliches Wissen ist doch nichts anderes als eine Ansammlung einer Vielzahl an Halbwahrheiten – Hypothesen oder Meinungen –, die jederzeit durch ein gutes Gedächtnis erworben werden kann, selten aber dazu taugt – wie eben gerade auch die hohe Zahl an unglücklichen Menschen belegt –, die ersehnten Pforten zum hohen Glück oder der eigenen Erfüllung im Leben zu öffnen. Nein, wahre Weisheit ist etwas, was naturgemäß von innen nach außen dringt. Ist demnach Erkenntnis um den Urgeist eines jeden Dinges und Menschen auf Erden. Und somit das Einzige, was sich über alle irdischen Schranken hinwegsetzen kann – Tür und Pforte öffnet für eine schier unendliche Vielfalt: Schönheit der Welten. Ja, alles Wissen der irdischen Welt ist letztlich nur ein Teil dieser tieferen Weisheit. Und um diese tiefere Weisheit wissen Kinder noch, oft bis ins Schulalter hinein.

Da fällt mir ein ehemaliger Klient ein, der mir in einer unserer Sitzungen davon berichtete, wie es dazu kam, dass er als Erstklässler von der Schule flog.

„Ich konnte die Lehrer einfach nicht für voll nehmen. Irgendwie hatte ich das Gefühl, als seien sie dumm. Nur Fachidioten, die vom wahren Leben keine Ahnung hatten. Was sie sagten, schien mir so tot, so unwichtig zu sein. Ich langweilte mich, also malte ich oder träumte mich durch diesen Unterricht hindurch – war anwesend und doch nicht da. Das

fiel aber kaum jemandem auf und so reagierte ich bald weder mehr auf Fragen noch auf Drohungen ...“

Wie vielen Kindern mag es am Beginn ihrer Schulzeit ebenso ergehen oder gegangen sein wie diesem Klienten? Der übrigens aufgrund dessen schließlich – dass er niemanden unter den Erwachsenen fand, der auch nur annähernd das Interesse zeigte, ihm zuzuhören, geschweige denn ihn verstand – kurzerhand an eine Schule für geistig Behinderte verwiesen wurde. Hätte sich damals auch nur einer unter den Erwachsenen gefunden, der ihn zunächst in seiner Weisheit und seinem Fühlen bestätigt, ihn sodann aber verständlich darüber aufgeklärt hätte, dass er diese „Fachidioten“ und deren theoretisches Wissen teilweise sogar gut gebrauchen kann, um sein zukünftiges Leben noch interessanter und spielerischer zu gestalten, ihm wäre ein langer leidvoller Weg – nämlich der eines plötzlich Heimatlosen und daher verwirrten Außenseiters – erspart geblieben.

Statt Kinder zu entmutigen und dadurch ihrer individuellen Persönlichkeit zu berauben, sollten Eltern und Lehrer ihnen einfach einmal bewusst zuhören und zusehen. Jedoch nicht aus dem Blickwinkel des allwissenden Monarchen heraus sollten sie das tun. Sondern mit echtem, tiefem Interesse am Wesen der Kinder selbst und im Hinblick darauf, dass auch sie, die Eltern, noch lernen können. Sie

sollten diese besonderen, hochgeistigen Fähigkeiten und Gaben ihrer Kinder fördern, statt sie auszumerzen. Denn wo wäre der Mensch heute ohne seine geistigen Höhenflüge? Er säße noch immer im Busch!

Und wir könnten schon viel weiter fortgeschritten sein. Doch die Realität ist: Eltern wie Erzieher nehmen ihren Kindern deren lebendig-geistige Weisheit und ersetzen sie – oft mit brachialer Gewalt – durch leblos-theoretisches Wissen ... Kann eigentlich etwas grausamer sein?

Das ist ungefähr so, als schenkte ein reicher Gutsherr seinem armen Bauern großmütig Ochs und Karren, nachdem er ihm sein fruchtbares Land genommen hat. Auf diese Weise wird das elterliche Geschenk – deren Wissen um Zahl und Buchstabe – vollkommen wertlos. Denn der Mensch kann zwar auf einem Bein stehen, doch zum Gehen braucht er zwei.

Wer also seinem Kind die Urweisheit aberkennt und es nur angetan mit dem vermeintlich unabdingbaren weltlichen Wissen in die Welt hinausschickt, der sollte sich nicht wundern, wenn es unselbstständig bleibt oder es bei allem, was es letzten Endes auch erreichen mag, dennoch beständig nur unzufrieden – neidvoll, habgierig oder gewalttätig – bleibt. Nein, wer so an seinem Kinde handelt, ist wahrlich keine Größe, der ist ein Zwerg.

Heutzutage wird so viel von Verantwortung geredet. Ich denke, wenn es überhaupt so etwas wie

Verantwortung gibt, dann ist es dies: eines jeden Kindes individuelle Persönlichkeit – sei sie, wie sie wolle – zu akzeptieren, zu achten und vor allem zu fördern, damit sie sich zur vollen Reife entwickeln und somit schließlich in der irdischen Welt ihre Genialität einbringen kann, denn dazu ist sie geschaffen: zu unser aller Nutzen.

Antoine nun muss sich einen Teil jener Erkenntnis um die wahre Weisheit bewahrt haben, wofür die Zeichnung im Wesentlichen steht. Obgleich er im Außen einen gegebenen Weg beschreitet – indem er Geografie und das Fliegen lernt –, ist er im Innern doch das, was die breite Masse – zynisch oft – als einen ‚ewig Suchenden‘, ‚Spinner‘ oder ‚Träumer‘ bezeichnet. Darum wusste Antoine, denn er schreibt:

„Ich bin viel mit Erwachsenen umgegangen und habe Gelegenheit gehabt, sie ganz aus der Nähe zu betrachten. Das hat meiner Meinung über sie nicht besonders gutgetan.“

So hütete Antoine sein Wissen vom Urgrund wie eine Vogelmutter ihre Brut. Suchte derweil auf indirektem Wege lange Zeit nach einem Menschen, der mit seinem Denken und Fühlen konform geht, der sich vielleicht ebenso wie er nach der verloren gegangenen Heimat sehnt und auf der Suche nach dieser ist:

„Wenn ich jemanden traf, der mir ein bisschen heller vorkam, versuchte ich es mit meiner Zeichnung Nr.1, die ich gut aufbewahrt habe. Ich wollte sehen, ob er wirklich klug war. Aber jedes Mal bekam ich zur Antwort: ‚Das ist ein Hut.‘“

Alle Suche im Außen ist also vergeblich. Antoine bleibt allein, ohne jemanden, mit dem er sprechen könnte. Was jedoch letztlich aber wieder nur zu natürlich ist. Denn zum einen sind diejenigen Menschen, deren Verstand kleingeistig, also nicht auf der Suche ist, gar nicht in der Lage zu erfassen, wovon überhaupt die Rede ist – alle Rede über den Urgrund oder Urgeist übersteigt im wahrsten Sinne des Wortes ihr geistiges Fassungsvermögen, da ja ihr Verstand wie gelähmt in streng beschränkter, materieller Verhaftung lebt und sich somit nicht flexibel bewegen kann. Zum anderen sind aber auch diejenigen Menschen, die vermittels ihres Verstandes auf der Suche nach ihrem Wesensgrund sind, nun ebenso nicht in der Lage, weiterzuhelfen – und das stimmt schon so manches Mal traurig. Denn sie erfassen zwar intuitiv, wovon die Rede ist, doch im Grunde wissen auch sie nur, dass sie suchen, nicht jedoch, was sie suchen. Ja, so trostlos es auch klingen mag für all jene aus deiner Umgebung, die sich gerade auf die Suche gemacht haben oder noch machen: Es ist unmöglich – wirklich absolut unmöglich –, den ureigensten Wesenskern, die ewige Heimat, das Glück, die wahre Liebe oder auch den

Urgrund allen Seins im Außen auch nur ansatzweise zu finden! Denn das Vertrackte an der Sache Glück-, Liebe- oder Heimatsuche ist – was diese Suche jedoch im Ganzen auch wiederum gerade so aufregend, so spannend und gewinnbringend macht –: bei ihr weiß der Suchende erst wenn er es gefunden hat, wonach er suchte.

Auch wenn es paradox klingt, so ist es dennoch vollkommen logisch: Wenn ich zum Beispiel meinen Autoschlüssel verloren habe und nun danach auf die Suche gehe, habe ich ein klar definiertes Bild dazu im Kopf, denn der Schlüssel ist ein stoffliches Ding, ein Produkt der Materie. Ich weiß also genau, wonach ich da suche, kann anderen Menschen den Schlüssel beschreiben, auf dass diese mir beim Suchen helfen oder den Schlüssel gar für mich finden können. In Sachen Heimat, Glück, Liebe oder Freiheit jedoch habe ich kein klar begrenztes Bild – hätte ich eines, es wäre nicht die wahre Heimat, nicht vollkommenes Glück oder wahrhaftige Liebe –, denn weder das Gefühl von Heimat noch das Gefühl von Glück oder Liebe ist ja etwas stofflich Reales: nichts Materielles, sondern etwas Geistliches. Etwas also, das ich nicht mit den Augen, sondern nur mit dem Herzen erfassen kann. Wenn aber das, was ich suche, von nicht materieller Natur ist, so ist auch klar, dass ich es dort auch nicht finden kann – und somit liegt es auf der Hand, warum selbst der Suchende niemandem beschreiben,

geschweige denn vorzeigen kann, was er eigentlich sucht. Was den Suchenden schließlich zur Suche treibt, ist eben jenes Gefühl aus Kindheitstagen. Er kann es sich nicht erklären, er weiß nur, dass es da etwas gibt, das ihm da auf dem Weg in das Erwachsenenleben abhanden gekommen sein muss. Etwas, das in ihm, so er daran denkt, ein warmes Gefühl erzeugt – Geborgenheit, Freude, Frieden, tief empfundene Dankbarkeit. Und so sehnt er sich allzeit nach jenem Etwas, von dem er zwar mit Gewissheit weiß, dass es vorhanden ist, nicht aber weiß, wie er zu ihm gelangen kann.

Doch wenn der Suchende durch vergebliche Suche erst einmal erkannt hat, dass etwas, das im Außen nicht zu finden ist, notwendigerweise auch nicht mit äußeren Mitteln gesucht werden kann – den Autoschlüssel suche ich mit materiellen Mitteln, meinen Augen, meinen Händen, hingegen die wahre Heimat, das Glück oder die Liebe mit geistigen Mitteln, meinem Verstand, meinem Fühlen –, dann hat er schließlich auch das „Wie“ erfasst und kann sich nun, je nachdem, wie ernst es ihm wirklich ist, in einer Art enormem Willensakt auf der Stelle von all seinen körperlichen Aktivitäten – oder auch Zwängen – frei machen. Sich freiwillig in die Einsamkeit zurückziehen und durch permanent konzentrierte Innenschau – also auf dem Wege eines glücklichen Eremiten – zum Prinzen gelangen. Oder, wenn ihm dies nicht möglich ist, bei der

nächsten Gelegenheit bewusst den Akt der Gnade nutzen, welche eine körperliche Krankheit bietet. Die als Chance immer dann eintritt, wenn ein Mensch zwar voller Sehnsucht, aber dennoch nicht fähig ist, auf eigenen Schwingen sich zu erheben. Gleich wie, in beiden Fällen wird ein solcher Mensch sein Glück finden. Wichtig ist nur, dass er finden will, nicht aber wie oder wodurch er finden wird!

Antoine fand den Weg zum Prinzen offenbar durch den Akt der Gnade, denn er schreibt: *„Ich blieb also allein, ohne jemanden, mit dem ich wirklich hätte sprechen können, bis ich vor sechs Jahren einmal eine Panne in der Wüste Sahara hatte. Etwas an meinem Motor war kaputt gegangen. Und da ich weder einen Mechaniker noch Passagiere bei mir hatte, machte ich mich ganz allein an die schwierige Reparatur. Es war für mich eine Frage auf Leben und Tod. Ich hatte für kaum acht Tage Trinkwasser mit.“* Doch um dies zu verstehen, müssen wir uns zunächst das Prinzip des Wortes „Flugzeug“ ansehen ...

Das Flugzeug

Es stimmt, wenn man die Geschichte des kleinen Prinzen nur oberflächlich liest, dann passt das Flugzeug irgendwie nicht hinein. Wirkt es fast wie ein Fremdkörper in ihr. Erst wenn man es, vom Buchstaben befreit, in Bezug zum Gesamtgeschehen bringt, zur eigentlichen Aussage der Geschichte, ergibt es einen Sinn.

Antoine war, wie seine Biografie belegt, nicht nur ein begeisterter geistiger Flieger, sondern ebenso auch Pilot im irdischen Leben. Wäre er ein Rennfahrer oder Seemann gewesen, stünden anstelle des Flugzeuges sicher die Worte „Auto“ oder „Schiff“. Gleich wie, es handelt sich immer um Transport- bzw. Fortbewegungsmittel. Und ein solches stellt auch unser Körper dar. Ein Flugzeug, Auto oder Schiff ermöglicht es dem Menschen, seinen Körper von A nach B zu bringen. Ebenso nun tut es der physische Körper mit seiner Seele. Er bietet ihr die Gelegenheit zur kreativen Ausdrucksform, oder anders: die Möglichkeit zur vollen Entfaltung ihrer selbst. Und in diesem Sinne recht verstanden macht das Flugzeug in seiner Gesamtaussage auf eine Tatsache aufmerksam, die ich eingangs schon erwähnte: auf die unabdingbare Wechselbeziehung zwischen Körper und Seele.

Wenn dir das schwer nachvollziehbar ist, dann nimm dir jetzt einfach einmal Zeit und teste Folgendes: Ergreife irgendeinen Gegenstand – deinen Stift auf dem Tisch oder den Ordner aus der Bücherwand – und vollziehe anschließend den Vorgang nach, wie es dazu kam, dass du diesen nun in der Hand hältst ... Hast du es getan? Gut! Dann dürftest du jetzt definitiv auch erkannt haben, dass es stets dein Geist ist, der deiner Hand den Befehl gibt, nach dem Gegenstand zu greifen. Tatsächlich ergreifen aber kann ihn nur deine Hand. Und im Ganzen hältst du diesen Gegenstand dann nur in deiner Hand, weil Geist und Hand schließlich in harmonischer Wechselbeziehung zueinander standen, sprich: dasselbe wollten!

Wenn jedoch die harmonische Verbindung zwischen Körper und Seele gestört ist, verhält es sich ähnlich einem Auto, dessen Motor lange Zeit keine Zuwendung in Form von Pflege oder Wartung erfahren hat. Zunächst gibt es ein paar Warnsignale, spuckt, poltert oder ruckt es beim Fahren, bis es schließlich in Gänze bockt, einfach liegen bleibt. Und hier wie dort kommt es allein nur auf den Besitzer an, was er nun aus den einzelnen Pannen oder schließlich aus dieser dann im wahrsten Sinne des Wortes festgefahrenen Situation macht. Er kann verärgert oder gedankenlos darüber hinweggehen, sein Auto schlicht zum Mechaniker schaffen – ganz so, wie er in solchen Fällen seinen Körper zum Arzt schafft –, oder er kann sie als Chance verstehen, der

Ursache auf den Grund gehen und sich somit bewusst eigenverantwortlich nun selber an die Reparatur machen.

„Wahre Schönheit kommt von innen!“ Wie oft wird dieser Weisheitsspruch zitiert. Gerade von der Pharmaindustrie, die ihn gern für ihre Werbezwecke gebraucht. So ist es vielleicht auch nicht wirklich verwunderlich, wie wenigen Leuten eigentlich die wahre Bedeutung dieses Diktums aufgeht. Indes, kaum eine Aussage kann eindeutiger sein: Ja, wahre Schönheit kommt von innen! Aber nicht durch Pillen, Wässerchen oder Salben – seien sie nun auf chemischer oder biologischer Basis –, sondern von der Seele. Von einer glücklichen Seele! Und schließlich kommt nicht nur die Schönheit von ihr, sondern auch alle Gesundheit des Körpers. So ist es in der Tat: Alle Pillen der Welt, alles Liften, Schmieren oder Cremen nützt deinem Körper am Ende nichts, wenn du als Mensch nicht gleichzeitig auch darauf hörst, was deine Seele zu dir spricht.

Das Flugzeug steht also für den Körper und verweist gleichzeitig darauf, Krankheit als Chance zu verstehen. Darüber hinaus weist es in dieser Geschichte jedoch noch auf einen anderen Aspekt hin: auf jenen körperlich-geistigen Zwischenzustand, in den jeder ernsthaft Suchende früher oder später ganz zwangsläufig hineingerät. Nämlich dann, wenn ihm die Formenwelt nichts mehr zu bieten hat, er aber die formlose Heimat noch nicht

gefunden hat.

Sehende nennen diesen Zustand den Zwischenzustand. Er bezeichnet quasi ein Festhängen im Niemandsland – das Alte kann dich nicht mehr befriedigen, das Neue aber ist noch nicht da. Und auch dieser Zustand fühlt sich dann krank an. Antoine berichtet, dass etwas an seinem Motor kaputt gegangen war.

Der Motor ist das Herz, die Seele eines jeden Korpus. Antoine deutet also darauf hin, dass sein Herz krank war, doch eher im psychischen Sinne als im physischen: seelischer Herzschmerz! Und als solchen kann man auch den Zwischenzustand beschreiben. Die Sehnsucht im Herzen ist kaum auszuhalten, doch was der Suchende auch anstellt auf Erden, er hängt fest – kann seine Sehnsucht nicht stillen, sich nicht selbst aus diesem Zustand erlösen.

Und das Vertrackte daran ist, dass ein solcherart Hängender – oder auch kopfüber Gekreuzigter – dann auch genau darum weiß, dass ihm jetzt nichts anderes übrig bleibt, als diesen Zustand im Niemandsland geduldig zu ertragen, dabei im Schmerz der Sehnsucht zu verharren. Es ist ein Schmerz, der das Herz verkrampfen lässt und den Hängenden auf diese Weise zum Stillesein zwingt. Wodurch letztlich aber nun auch der Boden bereitet ist für genau den nächsten Schritt hin zum Glück – zu neuen Ufern oder hin zum Prinzen.

Und bei diesem nächsten Schritt ist der Suchende allein. Hat, wie Antoine, weder einen Arzt (Mechaniker) noch Eltern oder Freunde (Passagiere) dabei. Und allein muss er auch sein, denn der Weg zum Prinzen führt über jenen schmalen Pfad, der kompromisslos darauf nur für einen Platz hat. Es ist der Pfad der Stille – auch ‚Pfad der inneren Einkehr‘ genannt –, welcher ihn direkt in die „Wüste“ führt. An den einzigen Ort, an dem ein Mensch auf den Prinzen treffen kann ...

Die Wüste

Die Wüste ist ein Ort, der von den meisten Menschen gemieden wird. Ganz klar, ihrer Trockenheit wegen! Auch scheint es in ihr nur grenzenlose Weite zu geben, Grenzenlosigkeit macht den meisten Menschen Angst. Und in ihr ist scheinbar alles leer, einzig Sand scheint sich darin zu befinden. Keinerlei andere Form als nur Hügel – endlos – aus Sand.

So ist die Wüste mit ihrem kargen Angebot an Farben und Formen also ein Ort, der uns nicht gerade als attraktiv gilt. Was ja flach betrachtet auch nur zu verständlich ist. Denn im Verlauf der Jahrhunderte haben wir es bewerkstelligt, unsere Augen dem natürlichen Farb- oder Formenspiel unseres

Planeten fast gänzlich zu entwöhnen. Stattdessen haben wir uns daran gewöhnt, tagtäglich eine Vielzahl künstlich-quietschebunter und beständig in Bewegung befindlicher Formen – Gestaltungen oder Gedankenbilder – in uns und um uns herum zu sehen. Und genauso verhält es sich auch mit unseren Ohren: Die harmonischen Stimmen und Klänge in Natur oder eben der Wüste können sie kaum noch vernehmen, zu sehr sind sie inzwischen an permanente Beschallung durch Fernseher, Radio, CD oder Computer – Medien & Co. – gewöhnt. Stille kennen unsere Ohren und somit auch unser Herz und unsere Seele bestenfalls noch von unseren ersten Tagen hier auf Erden her. Ansonsten gilt allgemein: Sobald ein Kind geboren ist, gehört an das Verdeck seines Kinderwagens und an das Kinderbettchen sowieso mindestens doch ein Gehänge mit allerlei klapperndem, klingendem oder singendem Buntplastik daran, das dann bald darauf dessen ganzes Dasein prägt: Ohne die Nachtmusik aus dem Teddybären schläft es nun nicht mehr ein und selbst eine Mahlzeit zu sich nehmen oder das ‚aufs Töpfchen gehen‘ kann es dann nicht mehr ohne Rassel. Und so geht es weiter, späterhin wird dann die Rassel durch den Computer, den Fernseher, eine andere Person, ein Tier, ein Hobby oder einen Fulltime-Job ersetzt. So haben wir uns dann derart an eine Dauerberieselung gewöhnt, dass uns Stille – schier unnatürlich – durchweg als etwas erscheint, das es ausnahmslos aus unserem Leben zu vertreiben,

also zu bekämpfen gilt. Dieses Verhalten nennen wir dann zivilisiert. Was wiederum nichts anderes bedeutet, als dass wir damit dem Universum und aller Welt bezeugen, dass wir in Abhängigkeit stehen von dieser Dauerberieselung und unser Wohlbefinden abhängig ist von Medien, Spielzeug, lärmender Umgebung. Sprich, dass wir nicht Freie, sondern noch Unreife sind, die, ähnlich dem Drogenabhängigen mit seinem nächsten Schuss, nun meinen, ohne diese Dauerberieselung gar nicht leben zu können. Und ebenso wie der Drogensüchtige vor einem Entzug, fürchten auch wir uns schließlich vor einem Lärmmentzug, da wir glauben, in der Stille dann verlassen und allein zu sein.

So ist also auch die Wüste nicht gerade des Menschen liebstes Urlaubsziel, sondern wird im Gegenteil geradezu von ihm gemieden. Und in diesem Sinne recht verstanden wird auch nachvollziehbar, warum auch Antoine sich in der Sahara zunächst „*viel verlassener*“ fühlt „*als ein Schiffbrüchiger auf einem Floß mitten im Ozean.*“

Doch Antoine blieb sitzen darin, und so entdeckte er Großes – seinen kleinen Prinzen! Und so ist es in der Tat: Auch in der Sahara ist es weder leer noch still. Das scheint nur oberflächlich so. Sobald wir uns jedoch für sie interessieren, uns zu ihr ganz hinwenden, indem wir uns die Zeit nehmen, sie einmal ganz offenen Herzens zu betrachten, offenbart sie uns auch ihr Innenleben.

Da erfassen wir augenblicklich auch Leben in ihr und kommen aus dem Staunen nicht mehr heraus: „Tatsächlich, hier wimmelt es nur so von Tieren!“

Und ebenso verhält es sich auch mit der inneren Einkehr. Wenn du dich ernstlich einmal in die Stille hineinsetzt – und sei es nur für wenige Augenblicke –, einfach die Augen schließt und lauschst, also ohne noch irgendetwas zu wollen oder zu denken, dann entdeckst du gerade in dieser Leere, dieser absoluten Stille, pure Lebendigkeit. Eine Lebendigkeit, die so absolut nicht formlos ist, sondern Formen und Wesenheiten beinhaltet, die schöner sind als all jene Formen, die dein Auge je auf dieser Erde erblicken kann. Oder auch Töne, die du nicht und niemals je mit den Ohren hören kannst, und ein Fühlen, wie es bloße Körperlichkeit nie fühlen, geschweige denn erspüren kann. Da kann es dir passieren, dass du dich urplötzlich am Herzen gepackt fühlst und dadurch dann – du kannst es nicht beschreiben, aber doch – dich irgendwie zu neuem Leben erweckt weißt: Hoffnung fühlst und große Freude. Sodass du, wenn du die Stille dann später wieder verlässt, erfüllt sein wirst und angereichert mit ganz neuartigen Erkenntnissen, die dir letztlich eine Erweiterung deines geistigen Horizontes bringen. Und all das weit über alle irdischen Belange hinaus.

Auf einer Postkarte fand ich kürzlich das Zitat: „Von Zeit zu Zeit braucht jeder Mensch ein wenig Wüste.“ Ja, selbst wenn ein Mensch nicht

anstrebt, zur vollen Größe seiner selbst oder ganzen Fülle in seinem Leben zu gelangen, so braucht er doch von Zeit zu Zeit die Stille – um sich zu regenerieren, neue Kraft zu tanken. So wie es beispielsweise ein Angler macht, der zwar im Auge die auf dem Wasser schwimmende Pose hat, doch im Außen nur still auf einem Fleck ausharrt, also in friedlicher Ruhe weilt. Viele sogenannte Probleme finden in der Stille ihre Lösung. Sorgen und Ängste lösen sich vollkommen in ihr auf. Wer es vermag, wenigstens ab und an in die Stille zu gehen, der geht jedes Mal auch garantiert gestärkt aus ihr hervor. Und wenn er diese Bereicherung darin erst einmal ganz für sich erfasst hat, kommt unweigerlich auch irgendwann der Zeitpunkt, an dem er diese göttliche Stille gar voller Freude aufsucht. So wird es dann letztendlich auch vollkommen gleich sein, auf welche Weise einer diese Stille aufsucht, beim Sitzen, Stehen oder Joggen – auch der Angler geht heutzutage kaum mehr um der Fische willen angeln, sondern um des glückhaften Friedens wegen, den er dabei erfährt.

Fazit: Gleich wie, ein solcher Ort wie die Wüste findet sich also inwendig in einem jeden Menschen und kann von daher auch jederzeit von ihm aufgesucht werden. Er muss es nur tun! Und das zwingend noch einmal mehr da, wo er ganz bewusst auf seinen Prinzen – also auf seine Freude, sein ureigenstes Wesen – treffen will. Und der

Vorgang an sich ist keine komplizierte Sache. Im Gegenteil, ein jeder Mensch macht es mindestens einmal am Tage, zumeist am späten Abend, wenn er müde ins Bett fällt. Nur weiß er das nicht. Also schauen wir uns einmal an, was beim Nachtschlaf geschieht:

Du gehst zu Bett, schließt die Augen, lässt alle dich umgebenden Formen los. Und bald, wenn dich zudem auch kein Wort oder Ton mehr erreicht, verschwinden dir auch all deine Gedankenbilder aus dem Kopf. Dein Bewusstsein fällt in die Leere, lässt sich los, so schläfst du ein. Dann ist es stille Nacht – Wüste – um dich herum. Ohnmächtig, scheint es, so liegst du da ...Dornröschenschlaf, jede Nacht!

Doch was da schläft, ist nur dein physischer Körper, deine Seele schläft nicht. Die befindet sich derweil am Ort der Stille, quasi raum- und zeitlos in der Wüste, als ‚dein Prinz bei seiner Rose‘, ganz frei und hellwach. Das ist Naturgesetz und somit unveränderlich: Wäre dem nicht so, kein Mensch könnte je wieder aus seinem Schlaf erwachen. Denn wer könnte sonst seinen Körper wecken bzw. wieder neu beleben als nur ein göttlicher Geist und eine liebende Seele allein?

Deine Seele ist und bleibt also allzeit wach. Und nur darum geht es: um das bewusste Erfassen dieses Vorgangs – der sich ansonsten unbewusst Nacht für Nacht wie von selbst vollzieht –, sodass jene heilende Versenkung auch bei Tage gelingt.

Bewusst in die Stille gehen. Für viele Suchende scheint das – trotz natürlicher Veranlagung dazu – ein Vorgang recht komplizierter Art zu sein. Und so gibt es über dieses Thema – oft schlicht nur stilles Gebet oder Meditation genannt – auch eine fast unüberschaubare Vielzahl an schriftlichen Werken in Form von Lehren oder Wegweisern. Doch gleich welchen Wegweiser der Einzelne für sich auch wählt, ob er nun vierzig Tage fastend auf einem Berg verweilt, eine Zeit lang in einen buddhistischen Tempel geht oder jede Woche einen Meditationskurs bzw. das autogene Training aufsucht, eines sollte er dabei immer bedenken: Den Pfad zum ureigenen Selbst muss er allein beschreiten und finden wird er es nur, wenn er ihn bis zum Ende durchschreitet. Das meint, selbst bei allen Lehren, Ratschlägen und Wegweisern der Welt: Keine Theorie ersetzt die Tat! Wer den Ort der Stille ernstlich aufsuchen will, der braucht weder eine besondere Haltung des Körpers noch einen besonderen Platz oder Menschen dafür. Der braucht weder eine bestimmte Musik noch Worte in Form sogenannter magischer Laute noch Weihrauch oder Mistelzweig. Der braucht nur eines: stille sein! Es bedarf nicht einmal besonderer Anstrengung. Denn den Ort als solchen braucht kein Mensch zu suchen, der ist ja bereits vorhanden – in ihm.

Es ist also ganz so, als gingest du leibhaftig in die Sahara. Setztest oder legtest dich in den Sand und lauschtest einfach in diese vermeintliche Stille

hinein. Garantiert, halte nur aus, bald wirst du deinen Prinzen plaudern hören – oder auch sehen!

Und wenn du dabei einschläfst? Das macht nichts! Du wirst geweckt werden. Das ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Und ich würde meine eigenen Erfahrungen leugnen, wenn ich das nicht als garantiert bestätigen könnte. Oft sind es gerade die Anstrengungen des Einzelnen, die ihn daran hindern, zu finden, was er sucht. Einfach stille sein – mehr braucht es nicht. Geschehen lassen! Der Prinz kommt dir von selbst entgegen:

„Am ersten Abend bin ich also im Sand eingeschlafen, tausend Meilen von jeder bewohnten Gegend entfernt ... Ihr könnt euch daher meine Überraschung vorstellen, als bei Tagesanbruch eine seltsame kleine Stimme mich weckte ...“

Und wenn du dann mutig und willens bist, geduldig zuzuhören, vom Prinzen zu lernen und ihm zu vertrauen, dann wird aus ihm, dem einst Suchenden, unabdingbar ein Sehender:

Der kleine Prinz

Steht für das ureigene Wesen des Menschen
... sein wahres Selbst.

Was ist ein Prinz? Ein Königssohn! Ein Kind aus hohem Hause, von adligem Geblüt. Das von Geburt an dazu bestimmt ist, einmal des Vaters Platz einzunehmen – selbst König zu sein. So ist es auch von frühester Jugend an ausgestattet mit aller Weisheit und Fähigkeit, die es dafür braucht. Hat also ebenso wie der Vater den Überblick über alles Geschehen im Land, nur dass es eben noch nicht allein darüber verfügen oder regieren kann. Doch wird einem Prinzen die gleiche Achtung und Ehrerbietung zuteil, die man auch dessen Vater gegenüber aufbringt, wenn dieser sich mit seinem Gefolge durch die Städte des gewöhnlichen Volkes begibt. Für das dann König und Sohn trotz ihrer nahen Präsenz schlicht unerreichbar fern erscheinen, kaum einer wagt sich vorzustellen, dass es möglich sein könnte, einmal nähere Bekanntschaft mit beiden zu machen. Doch hin und wieder kommt es vor – wie Überlieferungen bekunden –, dass der eine oder andere Mensch aus dem einfachen Volke dennoch in Berührung zumindest mit dem Prinzen kommt. Zumeist dann, wenn dieser eben frei durch die stillen Wälder jagt, in die sich besagte Menschen gerade zurückgezogen haben, um fernab von

aller Zwistigkeit der Welt friedliche Einkehr zu halten. Und wenn es dann geschieht, dass der Prinz plötzlich und unvermittelt vor jenen Menschen steht, dann können auch diese zunächst kaum glauben, was sie sehen. Aber wie die Überlieferungen auch belegen, erwächst aus solchen Begegnungen doch für alle Beteiligten immer nur Gutes – nimmt das Leben dessen, der auf den Prinzen trifft und ihn zum Freunde gewinnt, dann immer eine Wendung hin zum großen Glück.

Und wie mit dem äußeren, so mit dem inneren Prinzen. Ein jeder Mensch – also auch du – kennt ihn, hat ihm garantiert auch schon zugejubelt, wie wir gleich noch feststellen werden, nur betrachtet auch er ihn für gewöhnlich als völlig getrennt von sich. Zu fremd erscheint er ihm, zu fern und märchenhaft, als dass er ihn ernsthaft mit sich und dem Geschehen in seinem Leben in Verbindung bringen würde. Ja, und selbst ein Suchender, dessen innigster Wunsch ja gerade das Auffinden und die innige Freundschaft mit dem kleinen Prinzen in sich ist, wagt lange Zeit kaum wirklich daran zu glauben, dass eine solche Freundschaft wahrhaft möglich ist. Und wenn es dann doch geschieht – er endlich so weit stille geworden ist, dass er die Stimme des Prinzen bewusst vernehmen kann und will –, ist er zunächst völlig überwältigt davon.

Das Selbst, unser ureigenes Wesen, bildlich zu beschreiben, ist absolut unmöglich. Zum einen

ist es ja nicht materieller Natur. Wer wollte Geist beschreiben?! Zum anderen ist es auch nicht global, sondern höchst individuell. So viele Menschen, so viele Selbst. Und für jeden Einzelnen stellt es sich anders dar, gerade so, wie oder als was er es versinnbildlicht sehen will. So viele Formen, so viele Namen hat es auch. Dennoch lässt es sich eindeutig erfassen und vernehmen. Als absolute Präsenz, die allzeit da und auch als solche zu erkennen ist. Besser, zu erspüren, zu erfühlen, nur wird das selten beachtet. Dieses Selbst – oder auch dieses wahre Ich – spricht stets mit leiser Stimme zu uns, nur schenken wir ihr kaum Beachtung, denn diese Stimme gelangt nicht über das Ohr zu uns, sondern kommt als ein inneres Gewahrsein, eine innere Gewissheit daher. Aus diesem Grund wird sie oft auch als „sechster Sinn“ oder „außersinnliche Erfahrung“ bezeichnet.

Ein jeder von uns hat schon unzählige solcher außersinnlichen Erfahrungen gemacht oder Situationen erlebt, bei denen er deutlich die Stimme seines Selbst vernahm. Nur wird uns das oft erst dann bewusst, wenn die gemachten Erfahrungen dabei einschneidend, die Situation selbst also überdurchschnittlich eindrucksvoll war. Wie beispielsweise jene, die ein guter Freund von mir, Tristan, einst erlebte. Er ist Stuntman von Beruf und von daher schon ein Mensch, der kaum etwas in seinem Leben dem sogenannten Zufall überlässt. Ein liebevoller Perfektionist, der all seine Unternehmungen, gleich

ob privat oder dienstlich, stets hochkonzentriert und durchweg verantwortungsbewusst ausführt. Und immer ist sein Augenmerk dabei vor allem auf das Wohlbefinden und die Sicherheit aller Beteiligten gerichtet.

Die Situation: Tristan hatte einen Auftrag angenommen, dessen Aufgabenstellung darin bestand, einen Lastwagen zunächst ins Schleudern, dann von der Fahrbahn abzubringen und schließlich frontal gegen einen Baum zu setzen. Nicht immer ist es dabei nötig, dass der Stuntman selbst im Fahrzeug sitzt, wird das Fahrzeug also ferngesteuert. So auch in diesem Falle. Was nun zwar von Vorteil für den Stuntman ist, aber von Nachteil für den gezielten und reibungslosen Verlauf der zu erfüllenden Aufgabenstellung. Denn selbst bei allergrößter Vorsorge, genauester Berechnung der Strecke und so fort genügt schon eine kleine Unebenheit der Erde oder ein Stein, um die ganze Szene im wahren Sinne des Wortes zum Kippen zu bringen.

Der Drehtag. Alle Beteiligten sind am Set versammelt. Gewohnheitsgemäß prüft mein Freund noch einmal die Strecke ab. Alles scheint in bester Ordnung. Die Fernsteuerung des Lasters obliegt einem Angestellten von Tristan. Er selbst wird gleich als Personenschutz hinter einem der anwesenden Kameramänner stehen: „Kameraleute sind Individualisten. Sie brauchen immer das beste Bild und so sind sie oft waghalsig. Alle Sicherheit dabei außer Acht lassend“, ist Tristans Erfahrung. So

achtet er denn auch besonders auf deren Sicherheit, steht hinter jedem Kameramann ein Angestellter von ihm.

Kurz vor Drehbeginn. Tristan steht in der Nähe des Baumes, auf den der Lastwagen nun in wenigen Minuten aufprallen wird. Ihm zur Seite der Kameramann, für dessen Schutz er sich verantwortlich fühlt. Alle Vorbereitungen sind abgeschlossen, er ist vollkommen ruhig, wartet wie alle anderen auf das Stichwort: „Start!“

Seine Augen tasten derweil noch einmal die Umgebung ab, verharren dann für Sekunden in der absoluten Leere, landen schließlich auf dem Mann neben ihm. Und just in diesem Moment konzentrierter Vorspannung packt ihn ein unbestimmtes Fühlen. Hat er plötzlich die Eingebung: „Der Laster schert aus!“

Es ist nur ein Gefühl, doch sieht er nun diese Möglichkeit auch als Bild in seinem Kopf entstehen: den Laster sich überschlagen, den Kameramann und sich selbst darunter begrabend. Er erfasst gleichzeitig den Gedanken: „Im Ernstfall werde ich den Mann nicht retten können ...“ Kurze Starre, dann das Erfassen: „Es sei denn, er ist darauf vorbereitet – weiß, wohin er flüchten muss!“ Tristan denkt nicht weiter über sein Fühlen nach, reagiert stattdessen aber sofort darauf. Er fordert den Kameramann zum Erproben eines Fluchtweges auf. Erntet dabei Gelächter und Hohn, sowohl vom Team als auch von „seinem“ Kameramann. Dennoch, Tristan

bleibt dran, lässt sich nicht beirren – führt unbeeindruckt die Fluchtprobe mit ihm durch.

Wenig später. Kamera läuft. Nur wenige Sekunden, da, der Laster schert aus! Überschlägt sich und trifft genau an jener Stelle auf, wo kurz zuvor noch ein Kameramann und sein Stuntman standen ...

Sicher, keine alltägliche Situation. Doch genau jene sind es, bei denen einem gewöhnlichen Menschen – oft zum ersten Mal in seinem Leben – dann urplötzlich aufgeht, „dass es da noch mehr zwischen Himmel und Erde gibt“ als nur das, was seine Augen da gerade vor sich sehen. Indes, was an solchen Situationen wahrhaft außergewöhnlich – also nicht alltäglich – ist, sind immer nur die äußeren Begebenheiten, die inneren dagegen sind völlig normal und durchweg alltäglich. Denn die Stimme spricht immer! Was Tristan da vorwarnte, war sein ureigenes Wesen, sein Selbst. Es machte ihn auf einen Umstand aufmerksam, den er mit bloßem Auge, selbst bei allergrößter Umsicht, nicht hätte erfassen können. Tristan vernahm die Stimme, hörte darauf und setzte vertrauensvoll in die Tat um, was diese ihm aufzeigte, so ging die Sache gut aus – kam letztlich niemand zu Schaden. Und so ist es in der Tat. Wir werden immer gewarnt. Wenn wir dennoch Leid erfahren, dann liegt das nur daran, dass wir nicht auf den Prinzen, unser höheres Selbst hören.

Ein anderes Beispiel, das jeder Autofahrer nur zu gut kennt. Wie oft vernimmt er auf der Autobahn jenen Impuls: „Fahre nächste Abfahrt ab!“ Oder: „Nimm besser die andere Strecke!“ Wenn er dieser Eingebung folgt, dann erfährt er nicht selten hinterher, dass dort, wo er ursprünglich entlangfahren wollte, zu jenem Zeitpunkt gerade ein dicker Stau oder Unfall war, sodass er nicht rechtzeitig am Zielort angekommen wäre. Geht ihm dieser Umstand anschließend auf, jubelt er seinem Impuls von zuvor ebenso zu wie ein Volk seinem Prinzen. Jedoch, der Unterschied hier ist, dass er im Gegensatz zum Volk seinen Prinzen gar nicht als Prinzen erkennt. Er glaubt dann eher an glückliche Fügung, freut sich noch kurze Zeit darüber, denkt aber nicht daran, wie es eigentlich dazu kam. Würde er sich umgekehrt jedoch darüber befragen, würde er Maßgebliches für sein Leben entdecken. Nämlich dass die Ursache für einen Glücksfall nie im Außen, sondern immer im Innen liegt. Im Gegensatz dazu jedoch die Ursache für alles Leid im Außen liegt und wir dieses dann – schmerzlich oft – im Innen erfahren.

Bleiben wir beim Beispiel Autobahn: Der Fahrer ist nicht allein, hat einen Insassen dabei. Er erhält den Impuls: „Fahr ab!“, will dies gerade tun, da schreit sein Begleiter: „Nein! Bleib drauf! Das ist die kürzeste Strecke.“ Der Fahrer ist verunsichert, sein Gefühl sagt ihm etwas anderes. Folgt schließlich aber dennoch den Worten seines Begleiters –

und landet prompt im Stau! Der Beifahrer spricht von „Pech“. Der Fahrer ärgert sich und spürt's im Magen.

Oder die Lastwagensituation. Hätte Tristan dem Gelächter des Drehteam klein beigegeben – es wäre nichts aus der Glückswendung geworden. Und was er dann gespürt hätte, ist ganz sicher mit nichts zu vergleichen.

Ja, es ist tatsächlich so, und es ist mit allem so: Ein jeder braucht nur ein wenig in seinen Erinnerungen zu forschen und schon kann er Dutzende Beispiele finden, die ihm das eben Gesagte bestätigen.

Von daher ist auch der Mensch, von dem man sagt, dass er ein Glückskind sei, nun nicht etwa ein vom Leben Begünstigter. Nein, das nicht! Er vermag es nur hervorragender als alle anderen, seinem ureigenen Wesen, der inneren Stimme, zu folgen. Er vertraut dem Prinzen, sprich, seinem wahren Selbst vollkommen und wird so nie enttäuscht. Durch beharrlichen Vollzug all dessen, was er hört oder sieht von diesem, wird seine vormals nur vage Ahnung von Mal zu Mal stärker und reift schließlich zu jener unerschütterlichen Gewissheit heran, die da felsenfest weiß und somit auch glaubt: „Meine wahre Natur irrt sich nie!“ Und das wahre, mein formloses Sein irrt sich nie. Es hat den absoluten Überblick – das ist sehr logisch, denn schließlich ist es Geist.

Wohlergehen ist also mitnichten etwas Willkürliches. Es ist uns von Hause aus mitgegeben. Geschenkt, unser Geburtsrecht quasi. Es muss nur angeeignet werden. Wohlsein zeugt weithin von Wissen, von tiefer Weisheit – des Prinzen Weisheit! Und wenn beide nun, der geistige und der stoffliche Mensch, einander erkannt und zum Freunde gemacht haben, dann steht dem Glückstern, der Glückswendung, dem Freudenleben auch nichts mehr im Wege. Nimmt alles Geschehen seinen gesetzmäßigen Lauf, geht es unweigerlich auf Erfüllung zu.

Garantiert! Ganz gleich, wie eigenartig auch immer dann gerade die äußeren Umstände sind:

„Als ich endlich sprechen konnte, sagte ich zu ihm: ‚Aber ... was machst denn du da?‘ Da wiederholte es ganz sanft, wie eine sehr ernsthafte Sache: ‚Bitte ... zeichne mir ein Schaf ...‘“

Das Schaf

Steht für den Gedanken des Menschen.

Von Alters her wurde das Wort „Schafe“ schon immer mit dem Prinzip der Gedanken in Verbindung gebracht: „Wie der Schäfer die Schafe, so hüte auch du deine Gedanken“, ist beispielsweise ein Ratschlag der Altvorderen aus lang vergangener

Zeit. Doch auch heute noch findet er sich in der einen oder anderen abgewandelten Form wieder, etwa in dem warnenden Ausruf: „Hüte deine Gedanken!“ Warum? Weil Gedanken wie Schafe sind, die ziellos bald hier-, bald dorthin laufen, sich in alle Himmelsrichtungen zerstreuen lassen und dabei auch großen Schaden anrichten können. Aber auch sich verirren oder gar verloren gehen – weil sie von allein nicht wieder zum Stall finden –, wenn der Schäfer sie nicht achtsam zu hüten weiß. Wie die Schafe, so müssen auch Gedanken gut geführt und geleitet werden, so sie uns von hohem Nutzen sein sollen. Und ebenso wie es in der Herde schwarze und weiße Schafe gibt, so gibt es auch im Menschen günstige wie weniger günstige Gedanken – da, wo es doch einzig nur um das Heil des Menschen geht.

„Wenn das Geheimnis zu eindrucksvoll ist, wagt man nicht zu widerstehen. So absurd es mir erschien – tausend Meilen von jeder menschlichen Behausung und in Todesgefahr –, ich zog aus meiner Tasche ein Blatt Papier und eine Füllfeder. Dann aber erinnerte ich mich, dass ich vor allem Geographie, Geschichte, Rechnen und Grammatik studiert hatte, und misstrauisch sagte ich zu dem Männchen, dass ich nicht zeichnen könne. Es antwortete: ‚Das macht nichts. Zeichne mir ein Schaf ... ‘“

Ja, wenn uns von Kindesbeinen an unsere Weisheit und damit jegliche Gedanken an die

Urheimat genommen wurden, dann klingt es zunächst völlig absurd, wenn plötzlich jemand vor uns steht und von uns verlangt, einen Gedanken auf etwas zu verwenden, von dem man uns Jahre lang eingebläut hat, ‚dass es nicht existiert‘. All unsere Gedanken wurden ja stets nur auf irdisches Weideland geführt und geleitet, sodass sie natürlich auch nur auf dieses gerichtet blieben. So fällt es dann im Erwachsenenalter unheimlich schwer, umzudenken – wir wissen nicht mehr wie. Werden wir dann dennoch dazu aufgefordert, fehlt uns oft der Mut, das nötige Selbstvertrauen hierfür aufzubringen. Weil wir inzwischen nun schon selbst daran glauben, dass wir nicht anders können, schließlich: Wir haben ja ganz anderes gelernt. Und so verhalten wir uns einem solchen Verlangen gegenüber zunächst oft sehr missmutig, wie jener Frosch aus einer überlieferten Fabel der indischen Literatur, welcher in einem kleinen Brunnen lebte, den er noch niemals verlassen hatte. Irgendwann wohl kam ein Frosch zu dem Brunnen, dessen Zuhause das Meer war, und schaute interessiert hinein. Sofort entdeckte ihn der Frosch im Brunnen und fragte neugierig, wer er denn sei und wo er wohne. Da verriet ihm der Frosch vom Meer, wer er war und wo er wohnte. „Meer?“, fragte da der Frosch im Brunnen zurück: „Was soll das sein? Und wo soll das sein?“ „Das Meer ist eine große Wasserfläche“, antwortete der Frosch vom Meer wahrheitsgemäß, „nicht weit von hier – komm rauf, dann zeig ich’s dir.“ Doch

der Frosch im Brunnen zögerte: „Sag mir erst, wie groß dein Meer ist.“ „Oh, es ist so groß, dass ich es nicht sagen kann“, gab der Frosch vom Meer zurück. Doch mit dieser Antwort konnte der Frosch in dem kleinen Brunnen nichts anfangen, also fragte er weiter: „Vielleicht so groß wie der schmale Brunnenstein, auf dem du sitzt?“ „Nein, es ist größer.“ „Na gut, dann vielleicht wie zwei Brunnensteine?“ Aber auch hier schüttelte der Frosch vom Meer nur mit dem Kopf und antwortete: „Nein, es ist viel größer.“ Da wurde der Frosch im Brunnen unruhig und sein Gesicht zeigte ein misstrauisches Mienenspiel, als er fragte: „So so, und um wie viel größer ist es?“ „Nun“, erwiderte der Frosch vom Meer freundlich, „es ist größer als dein gesamter Brunnen, ja, mehr noch, Millionen deiner Brunnen könnte man damit füllen.“ Da quakte der Frosch im Brunnen empört auf und tobte schließlich lauthals los: „Nein, das glaub ich dir nicht! So ein Blödsinn! Du bist ein Lügner! Geh! Geh weg von meinem Brunnen!“

„Ich denke, also bin ich!“ Auch dies ein viel zitierter Ausspruch, dem ein anderer auf dem Fuße folgt: „Was ich denke, das bin ich!“ Sind meine Gedanken einseitig nur auf die Materie gerichtet, so bin ich auch „nur“ ein materieller Mensch. Sind meine Gedanken nur auf den Geist gerichtet, so bin ich „nur“ ein geistiger Mensch. Sind meine Gedanken aber sowohl auf den Geist als auch auf die Materie gerichtet, dann bin ich ein ganzer Mensch!

Das weiß der Prinz und so wünscht er sich auch nur ein einziges Schaf. Jedoch akzeptiert er weder ein krankes Schaf, sprich einen halbherzigen Gedanken, noch eines mit Hörnern, sprich einen besitzergreifenden Gedanken, geschweige denn ein altes Schaf, also kurzlebig flüchtige Gedanken. Nein, er wünscht sich ein lichtiges Schaf: „*Das ist die Kiste. Das Schaf, das du willst, steckt da drin.*“ Einen reinen, leeren Gedanken also, der völlig wertfrei, ohne Form noch Inhalt, sprich Etikettierung, gänzlich offen nur für ihn – den kleinen Prinzen – ist. Licht! Einen Gedanken, der ohne etwas zu wollen, ohne Bedingungen oder Verhaftungen, einfach nur still lauschend und schauend bei ihm weilt. Der nur ihm gehört! Erst bei einem solchen Gedanken leuchtet das Gesicht des Prinzen auf, bestätigt er entzückt: „Das ist ganz so, wie ich es mir gewünscht habe.“

Und haben wir unseren Prinzen erst mit einem solchen jungfräulich reinen Gedanken beschenkt, dann erfahren wir so, nach und nach, nun auch über sein Leben. Lernen, die Welt wieder mit Kinderaugen zu sehen – und verstehen ...

Die Planeten

Sie stehen für die Wirkungsstätten des Menschen. Inner- und außerhalb von ihm. Die materielle und die geistige Welt. Die allein des Menschen Gedanke miteinander verbindet – oder eben voneinander trennt.

Als Planeten bezeichnet der Mensch gewöhnlich bewohnte oder unbewohnte Weltallssysteme. Wobei er hierbei immer nur die physikalisch sichtbaren im Sinne hat. Dabei kann er sich zwar noch vorstellen, dass es auch Planeten gibt, die er mit dem bloßen Auge nicht mehr erkennen kann und die dennoch existieren, aber selten ist er sich dessen bewusst, dass er selbst dabei beständig auf zwei Planeten wirkt – einem stofflichen, dem Planeten Erde, und einem geistigen, den Planeten des Prinzen. Dabei liegt das so klar auf der Hand wie des Messers Schneide auf dem Butterbrot.

Bevor die erste Glühbirne die Stuben der Menschen beleuchtete, leuchtete sie – und das über einen langen Zeitraum hinweg, Edison brauchte bekanntlich zehntausend Versuche dafür – zunächst nur auf dem geistigen Planeten des Erfinders. Er wirkte also gleichzeitig auf zwei Planeten. Pendelte zwischen ihnen hin und her – nur dass das, was da fortwährend pendelte, nicht sein Körper, sondern

seine Gedanken waren. Zunächst war da nur die Vision einer Glühbirne auf dem „kleinen“ Planeten, der dem gewöhnlichen Menschen so winzig und unbedeutend erscheint, dass er sich nicht sonderlich um dessen Existenz schert. Nach zehntausend Gedankengängen dann deren stoffliche Verkörperung auf dem „großen“ Planeten, der dem Menschen so riesig und bedeutungsvoll erscheint, dass sich sein ganzes Denken nur um diesen dreht. Indes, man kann es drehen und wenden, wie man will: Dass die Glühbirne als solche überhaupt existiert, verdanken wir in erster Linie jenem winzigen – weil formlosen – Planeten. Die Glühbirne existierte erst im Reich des Unsichtbaren, ehe sie sichtbar ward im Reich der Stofflichkeit.

Und wie mit der Glühbirne, so steht es mit allen Dingen gleich. Alles was sich auf dem Planeten Erde befindet, hat seinen Anfang zunächst auf dem geistigen Planeten genommen: Durch Gedanken erhielt es seine Form! Jedes Bauwerk, jede Statue, jedes Kleidungsstück, jede Maschine. Wahrhaft alles hat, ehe es seine Verkörperung fand, seine Geburt und seinen Ursprung zuerst im Geist eines Menschen erlebt, der es in Gedanken bildete. Eine Tatsache, die eigentlich nicht zu übersehen ist, die einem Menschen aber spätestens dann bewusst wird, wenn er Bekanntschaft mit seinem Prinzen macht.

In der einen Welt schafft der Mensch also

geistig, in der anderen setzt er körperlich um. Hier die Ursache in Form eines Gedanken, dort deren entsprechende Wirkung als materielle Verkörperung. Das eine bedingt das andere und hebt sich im Miteinander auf. Woraus sich unabdingbar ergibt, gemäß auch den Worten eines Jesus von Nazareth (vgl. Mt 6, 9–10) an seine Jünger auf die Frage hin, wie sie beten sollen: „Wie im Himmel, so auch auf Erden ...“: Was auf dem einen Planeten ist, das ist auch auf dem anderen drauf! Wie innen so außen und umgekehrt. Allein der Gedanke des Menschen bestimmt, welchen Verlauf sein Leben nimmt. Ist also mein innerer Planet nicht rein, so kann es auch mein äußerer nicht sein.

Und in diesem Sinne recht verstanden ist auch klar, warum es so wichtig ist, seine Gedanken stets so achtsam zu hüten wie ein guter Schäfer seine Schafe – warum der Prinz sich einen „leeren“ Gedanken wünscht. Und geht einem schließlich auch „die Tragödie der Affenbrotbäume“ auf, denn unsere Gedanken sind durchweg reale Kräfte. Sie sind das kostbarste Gut, das ein Mensch je auf Erden besitzt. Letztlich das einzige Gut, das nicht dem Zerfall anheimgestellt ist und uns so die Herrschaft über das eigene Leben gestattet. Und letztlich auch das einzige, was unser menschliches Dasein vom rein tierischen unterscheidet. Uns also über alles sklavisches Sein erhebt, immer da, wo wir dieses Gedankengut nur weise einzusetzen verstehen:

Ach Mensch

Wüsstest du, welch große Macht
Ein jeder deiner Gedanken hat,
Du würdest keinen einzigen mehr
verschwenden
An das körperliche Enden mit seinen
Schmerzlegenden.

Du wärest Herrscher, Mensch.
Könntest du erfassen, dass allein deines
Gedanken Kraft
Dir dein jetziges Leben schafft;
Sei es nun traumhaft oder gar nicht fein.
Dein eigen Geist ist's, der bestimmt dein
Sein.

So wisse, Mensch.
Alle Gedanken entstehen und finden sich
dort auch wieder ein,
Nur himmelhoch oder tief in dir drin in der
geistigen Welt allein!
In der irdischen findet sich lediglich deren
Wirkung
So lautet das Gesetz, der Schöpfer ist gerecht.

Somit, Mensch.

Sind all deine Gedanken durchweg reale
Ideen,
Die unbestechlich auf ihre Verwirklichung
bestehn.
Was du also aussendest, kehrt auch
unweigerlich zu dir zurück!
Drum hüte deine Gedanken, willst du im
Leben nur Glück.

Besser, Mensch.
Lass deine Gedanken klar und rein,
Nur jene der frohen Erwartung und der Liebe
sein.
Doch halte weder an Gedanken des Kammers
fest,
Noch denke gar über deinen Nächsten
schlecht.

Nun ja, Mensch,
Es liegt in deiner Hand
Werde weiser Herrscher über zweierlei Land
Oder lebe weiterhin als Sklave, der sich zu
Tode verrenkt,
Weil er primitivist nur den Mammon, nicht
aber seinen Geist bedenkt.

„Auf dem Planeten des kleinen Prinzen gab es fürchterliche Samen ... und diese waren die Samen der Affenbrotbäume. Der Boden des Planeten war voll davon. Aber einen Affenbrotbaum kann man, wenn man sich seiner zu spät annimmt, nie mehr loswerden. Er bemächtigt sich des ganzen Planeten. Er durchdringt ihn mit seinen Wurzeln. Und wenn der Planet zu klein und die Affenbrotbäume zu zahlreich werden, sprengen sie ihn ...“

Die Affenbrotbäume

Die Affenbrotbäume stehen für die dunklen, destruktiven Angewohnheiten des Menschen wie Neid, Hass, Bosheit, aber auch Pessimismus, Anspruchsdenken, Profilierungssucht, Rachsucht, Hohn usw. usf.

Das Prinzip der Affenbrotbäume ist nicht direkt abzuleiten. Es ergibt sich eher aus der Gesamtaussage der Tragödie in Verbindung mit der „grauen Masse“, den Elefanten, welche einen engen Bezug zu den Affenbrotbäumen haben. Doch gleich wie, das Thema an sich ist wahrlich von außerordentlicher Dringlichkeit, sodass auch ich mir gestatte, etwas ausführlicher darauf einzugehen.

„In der Tat gab es auf dem Planeten des kleinen Prinzen wie auf allen Planeten gute Gewächse und schlechte Gewächse. Infolgedessen auch gute Samenkörner von guten Gewächsen und schlechte Samenkörner von schlechten Gewächsen. Aber die Samen sind unsichtbar. Sie schlafen geheimnisvoll in der Erde, bis es einem von ihnen einfällt aufzuwachen. Dann streckt er sich und treibt zuerst schüchtern einen entzückenden kleinen Spross zur Sonne, einen ganz harmlosen. Wenn es sich um einen Radieschen- oder Rosentrieb handelt, kann man ihn wachsen lassen, wie er will. Aber wenn es sich um eine schädliche Pflanze handelt, muss man die Pflanze beizeiten herausreißen, sobald man erkannt hat, was es für eine ist.“

Einem Boden – gleich auf welchem Planeten – ist es gleich, welchen Samen er in sich birgt oder aufnimmt, er lässt alles gleichermaßen gedeihen. Auch beeinflusst er weder das Wachstum der Pflanze noch wandelt er ungenießbare Samen von ungenießbaren Gewächsen in genießbare Gewächse oder umgekehrt um. Er verhält sich völlig neutral. Das ist Gesetz. Aus dem Samen des Apfelbaumes wird stets wieder ein Apfelbaum hervorgehen. Aus dem Samen der Brennnessel stets wieder nur neue Brennnesseln. Gleiches bringt Gleiches hervor – das Gesetz gilt für den gesamten Kosmos, gleich ob Mikro- oder Makro. So auch mit den Gedanken: Ein positiv-konstruktiver Gedanke erzeugt stets einen

anderen positiv-konstruktiven Gedanken. Ebenso wie ein negativ-destruktiver Gedanke nur wieder einen negativ-destruktiven Gedanken erzeugen kann.

Was die Pflanzen eines Gartens betrifft, kommt es also allein auf den Besitzer des Gartens an. Welche Pflanzen lässt er in dem Garten stehen und welche nicht? Der Besitzer allein entscheidet, was sich in seinem Garten befindet und von welcher Beschaffenheit, Form oder Farbe sein Garten letztendlich ist. Denn er allein wirkt als Gärtner darin und trägt somit auch die alleinige Verantwortung für das Resultat daraus. Der Gärtner für den eigenen Garten bin immer nur ich. Der Gärtner für deinen Garten bist immer nur du. Daran ist nicht zu rütteln. In der Gestaltung seines Gartens ist jedoch ein jeder Gärtner ganz frei. Und so erkennt man dann auch an den Gärten schon, wie jeweils deren Besitzer beschaffen ist.

Ist einer ein schöngestiger Gärtner, wird er für guten Samen sorgen, indem er in ein Fachgeschäft geht und selbst dort noch sorgfältig auswählt. Ein nachlässiger Gärtner wird sich den Samen mal von hier, mal von dort besorgen. Dabei die schlechtesten noch erkennen und aussortieren, jedoch legt er keinen Wert auf größte Sorgfalt. Ein fauler Gärtner wird stets nur jene Samen verwenden, die ein anderer für ihn aussortiert und ihm bereitwillig vor die Gartentüre legt. Doch ist es auch so, dass sich in einem Garten nicht nur jene Samen befinden, die

der Gärtner selbst aussät. Es befinden sich auch viele Samen darin, die von anderen Gärten herübergeweht werden. So wird der schöngeistige Gärtner besonders acht auf das Geschehen in seinem Garten haben, den Boden täglich umsorgen und von fremden oder schädlichen Pflanzen befreien, ganz so, wie er täglich auch seinen Körper vom Schmutz befreit. Ein nachlässiger Gärtner schaut sich vielleicht einmal die Woche in seinem Garten um, zupft hier ein wenig oder dort, nie aber mit ganzer Hingabe, sein Herz flattert, wie der Schmetterling, nur von Ort zu Ort. Und dem faulen Gärtner ist Gartenpflege gleich gänzlich einerlei, er überlässt alles seinem Selbstlauf, wundert sich im Allgemeinen aber dann, dass er sich darin kaum frei bewegen kann, so sehr ist der Garten zugewachsen und von allerlei Tieren bevölkert, die ihm das Leben darin zur Plage machen.

Vor dem Garten des Schöngeistes bleibt ein Mitmensch lange stehen, erfreut sich daran und schöpft so Kraft daraus, denn Freude ist das Heilmittel aller Heilmittel schlechthin. Was seine Augen sehen, sein Ohr vernimmt, seine Nase riecht, sein Mund schmeckt und seine Haut fühlt beim Anblick jenes umhegten Gartens kommt einer Oase von überirdischer Schönheit gleich – mindestens doch aber einem Garten, der in jedem Falle keinem zweiten gleicht. Auch vor dem Garten des Nachlässigen bleibt so mancher Mitmensch gern einmal stehen, doch wird er alsbald unberührt wieder von

dannen ziehen. Denn was seine Augen sehen, ist ein Garten, der sicher einer schönen Wiese gleicht, jedoch im Grunde jedem anderen im Dorfe ähnelt. Und vor dem Garten des Faulen schließlich bleibt nur selten gern ein Mitmensch stehen, will er doch lieber schnell vorüberziehen, denn was seine Sinne hier vernehmen, kommt einem Gruseln gleich. Dunkel und verworren ist er anzusehen, modrig zu riechen, sein Ungeliebtsein so stark zu fühlen.

Nicht anders verhält es sich mit den Gedankenkräften. Ein schöngeistiger Mensch ist ein Optimist. Er wird stets dafür sorgen, dass er seinen geistigen Planeten mit positivem Gedankengut versorgt. Sich also nur mit Dingen und Menschen beschäftigen, die der Schönheit und Freude, der Fülle, der Freiheit und der Liebe in seinem Leben dienlich sind. Er achtet nicht nur täglich, sondern wenn nötig sogar stündlich darauf, was in seinem Innern an Gewächsen aus fremdem Gedankengut entsteht. Und handelt es sich um Destruktives, so wird er es ohne zu zögern daraus entfernen. Das Resultat dessen ist ein Mensch, der auch nach außen hin all das verkörpert, was er im Innern ist. Er wird ein fröhlicher, ein gesunder, ein liebender und somit auch wieder geliebter Mensch sein. Ein Mensch mit Charisma, dessen Ausstrahlung und Wirken in der Welt auf zauberhafte Weise einen jeden in seinen Bann zieht – der heilend wirkt.

Ein nachlässiger Mensch ist ein lauer Mensch. Weder ein Optimist noch ein Pessimist. Auch er

wird überwiegend dafür sorgen, dass er seinen geistigen Planeten mit positivem Gedankengut versorgt. Nur geht er dabei nicht gezielt vor: In seiner nächsten Umgebung lässt er sich oft auch auf Dinge und Menschen von zwiespältigem Gebaren ein. So tendiert er unschlüssig mal zur lichten, mal zur dunklen Seite des Lebens. Und da er den Aufwand scheut, in aller Konsequenz nun seinen Planeten von fremdem oder gefährvollem Gedankengut zu befreien, ist auch das Resultat dementsprechend. Da ist er auch im Außen ein Mensch, der zwar nett anzusehen, dessen Ausstrahlung und Werke aber auf subtile Weise fad sind – der schlicht nur gewöhnlich wirkt.

Ein fauler Mensch ist ein Pessimist. Er hält nicht Ausschau nach edlem Gedankengut. Ihn interessiert nur die Schattenseite des Lebens. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, allen Menschen zu beweisen, dass Leben nicht Wohlergehen, sondern Entbehrung ist. Und so ist auch das Gedankengut, was sich auf seinem inneren Planeten befindet, überwiegend destruktiv. Was an guten Gewächsen auf seinem Boden steht, wird von den schädlichen Gewächsen überwuchert. Er verabscheut Reinigung. Dementsprechend sind auch sein äußeres Leben und seine Werke von verknöcherter bis verbiesterter, trauriger Gestalt – strahlt sein Wesen eine Präsenz aus, die nur Unheil verheißt.

Deshalb wird gesagt: „Was du säst, das wirst du ernten.“ Und: „An ihren Früchten werdet ihr sie

erkennen.“(Mt 7, 16 und 20).

Achte also nicht so sehr auf die Worte eines Menschen – achte auf seine Taten! Dann erkennst du sofort, mit wem du es zu tun hast, und lernst so die guten von den schädlichen Gewächsen unterscheiden, was außerordentlich wichtig ist für alles Glück in deinem Leben. Denn Glück ist ja nichts, was erst errungen werden muss, es ist ja alle Zeit da. Es muss lediglich geschützt werden. Das ist es, was hinter der Reinigung steht: Es geht einzig darum zu verhindern, dass sich etwas zwischen dich und dein Glück stellt. Und dass du es, wenn es doch geschieht, sofort erkennen und wieder entfernen kannst.

Ein kleines Beispiel dafür: Eben fühlst du dich noch pudelwohl. Das Leben ist schön, in dir ist Freude. Das genießt du gerade in vollen Zügen, da ruft eine Freundin bei dir an, der im Gegensatz zu dir das Leben gerade ziemlich grau erscheint. Deine fröhliche Stimme kann sie darum kaum ertragen und so fällt sie auch sogleich mit einem Schwall klagender Worte über dich her. Gibt dir somit indirekt zu verstehen, dass deine Fröhlichkeit angesichts ihrer momentanen Traurigkeit vollkommen unangebracht ist. Du nimmst dich zurück, hörst ihr geduldig zu und plötzlich, binnen weniger Minuten, fühlst auch du dich nur noch lau. Das Feuer deiner Begeisterung über die Lebendigkeit deines Lebens, deine Freude, schwindet zusehends dahin, dafür steckt mehr und mehr nun deiner Freundin Frust in

dir drin. Die Freundin hört irgendwann auf – betreten legst du den Hörer auf. Vielleicht geht es ihr ein wenig besser jetzt, so hoffst du, denn schließlich hast du ihr ja zugehört. Doch ist nun dein Seelenfrieden gestört. Warum? Du hast dich mit ihrem ‚Unglücklich-sein-Wollen‘ identifiziert, hast zugelassen, dass sich ihre Missstimmung wie ein Schleier auf deine Lebensfreude legt und sie darunter begräbt. Doch wenn du jetzt sofort eine Reinigung vornimmst – den Schleier wegziehst, indem du deine Freundin mit einem liebevollen Gedanken beschenkst, dann aber mit keiner Silbe mehr denkst, sondern dich stattdessen sofort wieder auf dich selbst, dein eigenes Leben beschränkst –, wird das Feuer des Glückes und der lebendigen Freude in dir sofort wieder auflodern, gleich einer brennenden Fackel. Und wenn es dir auf diese Weise erst einmal ein paarmal gelungen ist, dich immer wieder selbst „zurückzubringen“, dann gelingt es dir irgendwann sogar, dich nicht einmal mehr zurückzunehmen oder zugunsten eines anderen selbst aufzugeben, sondern in deinem Wohlsein, deiner Fröhlichkeit zu verharren, ganz gleich was dann der andere gerade tut oder spricht.

Warum dem so ist, kannst du leicht nachvollziehen, wenn du den eben beschriebenen Vorgang andersherum siehst. Nun bist du es, die sich in grauer Stimmung befindet. Wirst von einer Freundin angerufen, welche von Hause aus eine Frohnatur ist. Eine Optimistin.

Sie lässt sich von deinem mürrischen „Hallo“ nicht einschüchtern. Im Gegenteil, sie hört es und hört es doch wieder nicht. So wandelt sie deine unfruchtbaren Gedankengänge in fruchtbare um. Wenn du dann auflegst, wirst du in dir wieder dein eigenes Glück, in Form von neuer Lebenskraft, Mut und Hoffnung, spüren. Diese Freundin hat dann am Ende mit dir geteilt – jedoch nicht dein Leid, sondern ihre Kraft und Freude, indem sie unerschütterlich euer ganzes Gespräch über in ihrer Lebensfreude verharnte und dennoch ganz offen für das momentane Geschehen – deine Klage – war.

Es gibt Menschen, deren bloße Erscheinung es vermag, Grauschleier zu beseitigen. Sie tun rein gar nichts. Sagen kein Wort. Und doch hat man bei deren Anblick das Gefühl, als ginge augenblicklich die ewige Sonne auf. Spürt man Wärme und Geborgenheit, pure Lebensfreude im Herzen. Ist man sich plötzlich wieder ganz gewiss: „Alles ist gut!“ Solche Menschen sind der Inbegriff der Liebe und des Glückes, quasi deren lebendige Verkörperung. Und wenn es solche glückhaften Menschen gibt auf Erden, kann schließlich auch der Traum vom eigenen Glück keine Farce sein – sondern im Gegenteil: Er ist real umsetzbar.

Doch sind dieser Menschen nicht viele. Praktisch ist es umgekehrt. Die Welt ist voll von nachlässigen und pessimistischen Menschen. Womit sich schließlich auch die Dringlichkeit um die Tragödie der Affenbrotbäume nun fast schon von

selbst ergibt. Denn wie im einen, so auch im anderen. Ebenso wie es ein Optimist vermag, andere zu begeistern, vermag ein Pessimist, andere mit in die Tiefe des Zweifels, des Kammers oder der Angst zu ziehen. Seine Opfer findet er zahlreich unter den Nachlässigen, die dann unbedacht ihrerseits wieder andere gefährden. Das geschieht ebenso subtil wie beim Optimisten, nur dass sie sich im Gegensatz zu diesem dessen nicht bewusst sind. Aber in der Tat ist es so: Gedanken wirken immer, auch wenn sie nicht ausgesprochen werden! Und können, je nach Grad der Beschaffenheit oder Intensität ihrer Ausstrahlung, einem anderen Menschen mitunter eben großen Segen oder großen Schaden zufügen ...

Nehmen wir die Angst. Eine übervorsichtige Mutter zum Beispiel: Sie weiß, ihr Kind braucht für eine gesunde Entwicklung andere Kinder und schickt es hinaus auf den Spielplatz, aber in Gedanken ist sie ständig bei den Gefahren, die ihrem Kind dort drohen. „Es könnte vom Klettergerüst fallen, sich Arm oder Bein brechen ..., ein anderes Kind könnte ihm einen Stein an den Kopf werfen ..., man hört ja so viel darüber!“ Dabei malt sie sich die schrecklichsten Bilder aus. Was diese Mutter jedoch nicht weiß, ist, dass ihr Kind ihre ängstlichen Gedankenschwingungen ebenso unbewusst aufnimmt, wie sie selber sie ausdenkt und somit ausendet. Sie wundert sich nur, denn ihr Kind wird immer unsicherer beim Spiel, nimmt sich zurück,

sein Körper ist verkrampft, die Psyche nicht mehr sorglos, nicht mehr vertrauensvoll. Und schon trifft ein, was die Mutter befürchtet hat: Ihr Kind fällt vom Gerüst. „Siehst du“, wird die Mutter dann jedem sagen, „ich hab’s ja geahnt!“ Nein! Sie hat es nicht geahnt. Sie hat es herbeigeführt. Ihr von Furcht beherrschter Geist öffnete die Türe geradewegs für das, was sie fürchtete.

Gerade Kinder sind gänzlich offen und empfänglich für Gedankenschwingungen jeglicher Art. Und je jünger sie sind, desto sensibler sind sie dafür und desto spontaner reagieren sie auch darauf. Deshalb ist es auch von ausnahmsloser Wertigkeit, dass gerade all jene, denen Kinder anvertraut sind, besonders sorgfältig auf ihre Gedanken Acht geben müssen. Es sind ihre Gedanken, die die Kinder prägen.

Und nehmen wir noch den Zweifel. Ein Vater, der versucht, aus seinem zartbesaiteten Sohn einen ebenso starken oder „tollen Hecht“ zu machen, wie er von sich selber glaubt, einer zu sein, seinen Sohn in Gedanken jedoch für den größten Weichling auf Erden hält – indem er bei sich so ähnlich denkt: „Dieser Junge wird es nie zu etwas bringen!“ –, fügt seinem Sohn ebenso großen Schaden zu wie jene Ehefrau, welche nach außen hin zwar behauptet, dass sie ihren Mann liebt und immer für ihn da ist, im Innern aber an ihm zweifelt und denkt, dass er ein Versager sei. Und auch wenn beide, Vater wie Ehefrau, ihre wahren Gedanken nun niemals im

Leben aussprechen würden, so sorgen diese Gedanken dennoch dafür, dass genau das eintrifft, was sie nicht wollen: ein Sohn, der es zu nichts bringt im Leben, und ein Ehemann, der nicht nur im Beruf, sondern auf ganzer Linie versagt hat. Aber der Sohn hatte keine andere Wahl als zu scheitern, da Versagergedanken das Entfalten seines ureigenen Selbst behinderten und ein durch den Vater auferlegtes Rollenspiel ihn schließlich dazu zwang, etwas zu sein, was er im Grunde seines Wesens absolut nicht ist: eben kein Handwerker- oder Managertyp, sondern im Gegenteil ein Schöngeist eher mit einer sensiblen Künstlerseele. Und auch der Ehemann hatte wohl keine andere Chance, als zu versagen. Er hatte es durch die Gedanken seiner Frau doppelt schwer, musste er doch nicht nur gegen die unterschwelligen Armutsgedanken seiner Frau ankämpfen, sondern späterhin zugleich immer auch noch gegen die eigenen. So haben beide, Vater wie Ehefrau, Leid verdoppelt, indem sie durch ihre destruktiven Gedanken Grauschleier über Grauschleier auf das ureigene individuelle So-Sein derer legten, denen sie doch im Grunde „nur Gutes wollten“, anstatt dass sie ihnen Glück brachten bzw. Freude mit ihnen teilten.

Auf diese Weise geht es fort. Jeden Tag und schon alle Zeiten hindurch. Jeder Leid bringende Gedanke erzeugt einen anderen. Und alle zusammen bringen unaufhörlich nur wieder ihresgleichen

hervor – bis der ganze Planet mit ihrer Sippe angefüllt ist:

„Und wenn der Planet zu klein ist und die Affenbrotbäume zu zahlreich werden, sprengen sie ihn.“

Genau! Sende beständig Gedanken des Dankes aus, für alles, was dich umgibt, und das Glück, die Freude in deinem Leben wird sich vervielfachen – nicht immer sofort, aber doch garantiert. Sende beständig Gedanken des Kummers, der Not oder der Armut aus und das Leid in deinem Leben wird sich vervielfachen – nicht immer sofort, aber doch garantiert. Bedenke beständig deinen Nächsten mit Hass, Zweifel und Angst und es wird sich folgeschwer auswirken auf deinen Nächsten – aber auch auf dich. Und auch hier gilt: Es passiert vielleicht nicht immer sofort, aber doch garantiert. Denke daran: Was du gibst, bekommst du zurück!

So stellen denn der Pessimist und der Nachlässige auch zweifelsfrei eine Gefahr für sich und andere dar. Jedoch die größte Gefahr, die unbemerkt ihnen und jedem seit Langem droht, geht dennoch nicht von diesen aus – auf sie trifft eher der Ausspruch Jesu zu: „Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun!“ (Lk 23, 34). Nein, vielmehr geht die größte Gefahr von jenen aus, die um das Prinzip von Ursache und Wirkung, also um die Kraft der

Gedanken wissen, dieses Wissen jedoch nicht zum Zwecke des Friedens oder der Gerechtigkeit einsetzen, sondern aus kleingeistig-egoistischem Grund lediglich als Mittel zum Zweck hernehmen, um Macht zu erlangen. Macht aber nun nicht etwa, um ihr eigenes Leben damit in den Griff zu bekommen, indem sie damit nun zum Beispiel die eigene Habgier, den Neid oder diverse Abhängigkeiten besiegen, sondern um Macht zu erlangen über die gesamte Materie. Um sich dem Schöpfer aller Dinge gleichstellen zu können und schließlich auch zu herrschen über ihn und alles Leben, statt zu dienen. Welch Irrsinn!

Und doch, das Gewebe des Hutes „Boa“ ist allein aus diesem Stoff gemacht: Aus dem Wissen um die Macht der Gedankenkraft auf der Boa-Seite und die Unkenntnis darüber auf der Elefanten-Seite. Es ist so unglaublich simpel, und doch wird es kaum erkannt:

„Aber die Gefährlichkeit der Affenbrotbäume ist so wenig bekannt, und die Gefahren, die jedem drohen, der sich auf einen Asteroiden verirrt, sind so beträchtlich, dass ich für dieses eine Mal meine Zurückhaltung aufgebe. Ich sage: Kinder, Achtung! Die Affenbrotbäume!“

Das Prinzip ist ganz einfach. Als machtgierig um die gesetzmäßige Wirkung von Gedankenkräften Wissender und gleichzeitiger Vertreter des

weltlichen Gesetzes nehme man ein Neugeborenes und setze es in ein kleines Haus mit Garten. Man erzähle ihm nun tagtäglich, dass dieses Anwesen die ganze Welt sei und alles, was es darüber hinaus noch geben mag, schlichtweg schlecht und gefährlich für es ist. Wenn das Kind dann älter wird, untermauere man diese Falschaussage, indem man es zudem noch mit Schriftwerk oder Bildmaterial versorgt, welches eigens zu diesem Zwecke gefertigt wurde. Ist es dabei unumgänglich, religiöse Werke zu benutzen, so lege man sie ihm dementsprechend aus. Bei alledem gebe man sich überaus fürsorglich, gestatte dem Kinde ruhig mal, von drinnen nach draußen zu sehen, doch unterlasse man es dabei nie, beständig von drohenden Gefahren wie Krankheit, Identitätsverlust und/oder Einsamkeit außerhalb des Anwesens zu berichten. Auch achte man penibelst darauf, dass das Kind nicht allzu selbstständig oder gar selbstbewusst wird. Bei den geringsten Anzeichen solcher Art ersinne man sofort ein Spiel oder Spielzeug von äußerlich zwar schillernder und fein tönender Beschaffenheit, in sich aber lediglich von stumpfsinnigem und süchtig machendem Charakter. So erreicht man gleich zweierlei: Man gewinnt damit des Kindes Zuneigung und das Spiel sorgt dafür, dass sich das Kind nicht mehr mit sich selbst beschäftigen kann, geschweige denn sich und das Geschehen um sich herum hinterfragt. Man achte stets darauf, für neue Spiele und darüber hinaus auch immer wieder für neue Geschmacksnuancen

für dessen Gaumen zu sorgen, so kann man in jedem Falle sichergehen, dass das Kind begehrt wird und darüber sein Selbstgewahrsein verliert. Dass es sich also schlicht in Abhängigkeit bringt, sowohl zum Spiel als auch zum Essen und seinem eigenen Körper. So verfähre man mit dem Kinde bis etwa zu seinem zwanzigsten Lebensjahr, dann hat man Phänomenales erreicht: Das Kind bleibt automatisch schon – ähnlich der Kuh vor einem Elektrozaun, in welchem längst kein Strom mehr fließt – vor der gebotenen Scheingrenze stehen, wird sich freiwillig nur noch innerhalb des Anwesens bewegen. Und nun kann man es, je nach eigenem Bedarf, aufs Vortrefflichste lenken, leiten und ihm diktieren. Ja, nun kann man – uneingeschränkt – über sein ganzes Leben verfügen!

Wenn du hierfür ein Beispiel brauchst, sieh dir die Lebensgeschichte der Indianer an. Nicht jene Romangeschichte eines Karl May wie „Winnetou“, sondern die reale. Oder schau dich gleich hier, vor deiner Haustür, um. Was siehst du da? Genau! Einen Vorgang simpelster Art. Und das Ergebnis ist ebenso faszinierend wie erschreckend zugleich – je nachdem, auf welcher Seite man steht. Als Initiator oder Diktator ist es mit Sicherheit faszinierend mit anzusehen, wie einer sich mit einfachsten Mitteln und Methoden einen Menschen untertan machen kann. Auch ich bin nicht ganz frei von dieser Art Faszination, die Einfachheit dieses Vorganges

verblüfft mich jedes Mal aufs Neue. Die Faszination ergibt sich für mich daraus, dass jene Machthaber nicht einmal sonderlich mit ihren missbräuchlichen Machenschaften hinter dem Berg halten. Im Gegenteil: Viele Filme, Dokumentationen oder Berichterstattungen in den Medien legen diese Machenschaften ganz offen dar, sodass sie jedem weithin erkennbar wären – und doch bleiben sie unerkannt! Und das erfüllt mich dann wieder mit großer Ehrfurcht vor der Allgegenwart Gottes, die all das zulässt bzw. den Großteil der Menschen doch so derart mit Blindheit geschlagen hat. Geheimnis Gottes! Speziell dann, so empfinde ich, wenn mir – wie erst vor Kurzem in dem Musical „Der Glöckner von Notre Dame“ – mal wieder aufgeht, dass Hunderten Menschen gerade in aller Deutlichkeit, gar bildlich und wörtlich zugleich, aufgezeigt wird, wie verheerend Weltherrschaft funktioniert, und sie dennoch applaudieren! Da wird ihnen ein Spiegel direkt vor die Augen gehalten, doch sie bringen sich in keinsten Weise mit dem Bild, das er ihnen entgegenwirft, in Verbindung. Somit sind all jene eine leichte Beute für die Machthungrigen dieser Welt. Ja, stellen sie durch sich selbst für jeden Machthungrigen geradezu eine unwiderstehliche Versuchung dar. Ganz wie Eva im Paradies dem Adam. Gelegenheit macht Diebe! So ist der Mensch also stets nicht nur Opfer, sondern auch Täter zugleich. Und immer führt er nur das klägliche Leben eines Quasimodo – hinkend, buckelnd, untertänig – im Glockenturm, indem er

nichts anderes tut, als die Zeit (tot) zu schlagen – so lange, bis er endlich Kraft und Mut findet, sich daraus zu befreien.

All das mag für dich vielleicht schwer zu glauben, ja schon schwer zu verstehen sein. Jedoch in dem Maß, wie du diesen Dingen offen und ehrlich ins Gesicht siehst und dann das stille, aber feine und mächtige Wirken der Gedankenkräfte erforschst – indem du deren Wirkungen an dir selbst wahrnimmst –, wird es dir nach und nach immer offener werden. Dann erkennst du auch, dass es nicht darum geht, die Welt zu verbessern – die Welt ist, was sie ist, und sie ist gut so, wie sie ist –, und du kannst dich so kaum noch in ihr verlieren. Letzten Endes geht es immer und zu allen Zeiten nur um das eigene Wachstum! Das eigene Heil im Leben, welches da gänzlich unabhängig von den äußeren Umständen nur darauf wartet, endlich eintreten zu dürfen. Was dieses am Eintreten hindert, ist, wie schon gesagt, allein destruktives Gedankengut – und das Zauberwort gegen alle destruktiven Gedanken und deren Einflüsse heißt schlichtweg nur: Reinigung! Heißt, stets die richtigen Samen säen, aber vor allem Reinigung, Reinigung, Reinigung.

Das mag zu Beginn aufwendig sein, doch mit der Zeit gewöhnst du dich so daran, dass es schon automatisch geschieht. Zudem verfare so mit dir

wie der machthungrig Wissende, nur in umgekehrter Weise. Schau ruhig von drinnen nach draußen, sieh dir das Grau der Welt vor deinem Anwesen an, aber sei dir dabei alle Zeit deines wahren Selbst, des Prinzen in dir bewusst. Achte stets darauf, dann hast du Phänomenales erreicht: Dann bleibst du automatisch schon vor keiner Scheingrenze mehr stehen, weil du es vermagst, die Täuschung darin zu sehen. Wirst dich frank und frei sowohl innerhalb als auch außerhalb des Anwesens bewegen, weil du weißt: Ohne diese innere Freiheit gibt es auch kein Glück oder Wohlergehen für dein Leben! So bist du für niemanden mehr zu lenken oder zu leiten, denn du erkennst den Feind deiner Liebe ‚Freiheit‘ und somit ‚Freude‘ beizeiten.

Und wer erst so seinen Planeten gereinigt hat, der wird auch automatisch schon allmorgendlich den Boden darauf pflegen ... Und eines Tages wird er eine fremdartige Pflanze sich daraus entwickeln sehen – und schließlich alsbald in Liebe zu ihr vergehen ...

*„Aber jene eine hatte eines Tages Wurzeln
geschlagen, aus einem Samen, weiß Gott woher,
und der kleine Prinz hatte diesen Spross, der den
andern Sprösslingen nicht glich, sehr genau
überwacht. Das konnte eine neue Art
Affenbrotbaum sein. Aber der Strauch hörte bald
auf zu wachsen und begann, eine Blüte anzusetzen.
Der kleine Prinz, der der Entwicklung einer*

*riesigen Knospe beiwohnte, fühlte wohl, es müsse
eine wunderbare Erscheinung aus ihr hervorgehen,
aber die Blume wurde nicht fertig damit, sich in
ihrer grünen Kammer auf ihre Schönheit
vorzubereiten.“*

Die Rose

Die allgegenwärtige Liebe. Gott selbst ist die Liebe! – die unendliche Quelle allen Seins.

*„Und dann, eines morgens, gerade zur Stunde des
Sonnenaufganges, hatte sie sich enthüllt ... Da
konnte der Prinz seine Bewunderung nicht mehr
verhalten: ,Wie schön Sie sind!‘“*

Von jeher ist die Rose das Ursymbol für die Schönheit, die von der allgegenwärtigen Liebe, der Gottesliebe, ausgeht. Denn diese Liebe macht nicht nur den Geliebten schön, sondern auch den Liebenden. Schönheit und Gottesliebe sind nicht voneinander zu trennen, sie gehen miteinander einher wie der linke und der rechte Fuß. Wo diese Liebe ist, da ist auch Schönheit, wo Schönheit ist, da ist auch diese Liebe – und das ganz gleich nun, worin man sie findet oder auch für sich entdeckt.

Jedoch meint diese Schönheit nicht in etwa

die physische Form oder Beschaffenheit allen Seins, sondern Bewusstsein – Gottesbewusstsein! Sie meint nicht die äußere Schale einer Sache, sie meint den inneren Kern. Je fähiger und bewusster ein Mensch sich im Laufe seines Lebens des Schöpfers selbst und dessen Liebe zu ihm wird, desto schöner wird er selbst. Schönheit beschreibt die Fähigkeit zu lieben! Gott zu lieben – und somit auch sich selbst, neben allem, was da lebt auf Erden. Und wenn ein solcher Mensch eines Tages Gott in sich erkennt, ist er nicht mehr fähig, noch anderes zu sehen als lediglich nur noch des Geliebten Schönheit in allem und jedem.

Warum? Weil alles, was ist, allein aus des Schöpfers Hand entstand und entsteht – auch du und ich! Lies selbst: „Denn all das hat meine Hand gemacht“, steht in der Bibel bei Jesaja 66, 2. Oder in der Schöpfungsgeschichte, die du in dem gleichen Buch im Kapitel 1. Mose 1, 1 ff. findest.

Wenn du aber dem Wort nicht vertrauen kannst, dann sieh dir schlicht die Natur und ihre Blumen darin an. Jedoch ohne sie bei einem Namen zu nennen, schau einfach ihre Farben und Formen. Sie entstanden aus einem Samenkorn. Ja, sicher, aber wer hat das Samenkorn gemacht? Wie kann diese Form, diese Farbe daraus erwachsen, wo doch beides einem Korn nicht anzusehen ist – selbst unter einem Mikroskop nicht?! Und erst der Duft dazu! Keines Menschen Hand vermag ihn zu produzieren,

geschweige denn dem Samenkorn beizugeben, auf dass die Blume hernach diesen Duft tragen kann. Nein, Tatsache ist: Alle Schönheit, alle Liebe auf Erden ist Gott!

Was diese allgegenwärtige Liebe, Gott, letztlich ist, lässt sich nicht beschreiben. Bleibt auf ewig im Geheimnis Gottes selbst. Aber doch ist sie alles und nichts! Alles, weil sie allgegenwärtig ist, und nichts, weil sie formlos ist. Wer sie kennt, der beschreibt sie nicht, wer sie beschreibt, der kennt sie nicht. Manch einer sagt: „Gott ist Liebe.“ Ein anderer: „Liebe ist Gott.“ Gleich wie, das Wort „Gott“ ist nur ein anderer Name für die allgegenwärtige Liebe. Die selber wiederum unzählig viele Namen trägt – wie Tao, großer Geist, Jehova, Urseele, Schöpfer, gütiger Vater, große Mutter, Allmacht, Krishna Buddha, Allah, Christus, Rose und dergleichen mehr. Allesamt beschreiben sie ein und dasselbe – wäre dem nicht so, sie wäre begrenzt, diese Liebe Gottes, und könnte nicht mehr schaffen, als ein Mensch es kann.

Einer meiner Spaziergänge führte mich jüngst an eine Kirche vorbei, in deren Aushang ein knallrotes Plakat hing. Darauf stand in fetten schwarzen Lettern geschrieben: „Gott hat viele Namen.“ „Ja!“, bestätigte ich still und las die Aufschrift noch einmal durch. Doch nun fühlte ich ein gewisses Unbehagen in mir aufsteigen. Irgendetwas störte mich plötzlich. Nicht lange, da ging es mir auf: Mein Unbehagen rührte direkt von dem Wort „Gott“ in dem

Zusammenhang mit der Kirche her. Hier trug die Liebe Gottes ja den Namen Christus Jesus. Aber hat nicht in ihr dieser wundervolle Name längst seinen wahren Sinn verloren? So sehr, dass er kaum noch in Zusammenhang mit der Liebe selbst gebracht werden kann? Heutzutage impliziert das Wort Christus den Menschen doch eher eine personifizierte – also begrenzte – Macht, die da irgendwo im Himmel thront, einzig dazu angetan, zu strafen und zu loben oder Gottes Geschöpfe in Gut und Böse aufzuteilen. Kein Wunder also, dass ein jeder sofort die Nase rümpft, wo er sich mit dem Wort Gottesliebe konfrontiert sieht. Er denkt sofort an Gehorsam und Strenge oder anders noch: an ausgemachten Humbug. Nicht aber an Tanzen, Lebensfreude, schlichte Präsenz.

„... er sitzt zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, von dort wird er kommen zu richten die Lebenden und die Toten“, so bekennt die katholische wie die evangelische Kirche in ihrem Glaubensbekenntnis. Und ja, sie bekennt das zu Recht, nur interpretiert sie – versteht und lebt schließlich auch – diesen Wortlaut falsch. Ja, diese Macht namens Christus Jesus „richtet“, aber nicht hin, sondern aus! Aus auf Gott, den Vater aller Dinge, ohne den schließlich Leben, wie wir es kennen, gar nicht existierte. Nein, fallen wir nicht darauf rein, wenn alle Welt uns nur einen bewertenden, uns selektierenden Vater im Himmel kreiert. Als gäbe es dazwischen zu wählen, wo doch alles nur eines

ist: nämlich seines!

Was sich ein jeder von uns am meisten wünscht, ist doch, dass er von einem anderen Wesen so geliebt wird, wie er ist. Was also sollte das für ein Geliebter sein, der mir die Freude an der Schönheit nicht gönnte, die er selber für mich erschaffen hat?! Könnte ein solcher mir Gott, gar ein Allmächtiger sein? Mit Sicherheit nicht! Ein solcher wäre mir nur eine kleingeistig materielle Verkörperung, die noch nicht erkannt hat, dass die wahre Quelle allen Seins Geist ist. Wahre Liebe kennt keine Grenzen, keine Beschränkungen. Im Gegenteil, sie ist frei! Sie sprengt jede menschliche Ordnung oder Norm, so es nötig ist. Sie lässt jubeln und jauchzen, tanzen und springen, frohlocken und singen und all das am liebsten noch zur gleichen Zeit.

Unser gesamtes Leben ist bestimmt durch diese Liebe, sie bildet dessen Mittelpunkt. Jedes Wesen wird magnetisch von ihr angezogen, jeder Mensch sehnt sich nach ihr. So steht die Liebe haushoch über allen menschlichen Errungenschaften, Eigenschaften wie Fähigkeiten oder Besitztümern, denn sie ist des Menschen Weg und Ziel zugleich. Es geht in allem immer darum, selber Liebe zu sein, statt Liebe zu brauchen!

Weißt du:

Die Gottesliebe mag viele Ableger auf Erden haben

die Liebe zur Kunst, zum Tier, zur Natur, zum Kind, Mann oder Frau ,

doch nicht eine dem Originale gleicht.

Alle irdische Liebe ist nur ein blasser Schein gegenüber dem strahlenden Glanz,

des wahren geliebten Sein.

Für kein Ding auf Erden lohnt es zu sterben;

doch wandelt man in der Gottesliebe auf ihr,

dann stirbt man freudig auch hier ...

Gleich dann ob für Mensch, Pflanze oder Tier.

„Der kleine Prinz erriet wohl, dass sie nicht allzu bescheiden war, aber sie war so rührend! ‚Ich glaube, es ist Zeit zum Frühstück‘, hatte sie bald hinzugefügt, ‚hätten Sie die Güte, an mich zu denken?‘ Und völlig verwirrt hatte der kleine Prinz eine Gießkanne mit frischem Wasser geholt und die Blume begossen. So hatte sie ihn sehr bald schon mit ihrer etwas scheuen Eitelkeit gequält.“

Wenn ein Mensch eines Tages die Gottesliebe in sich erkennt, dann ist es zunächst so, als bliebe die Zeit für ihn stehen. Auch gibt es dann weder den Raum noch sein Ich. Alles, was ihn umgibt, ist einzig angefüllt mit dieser wundersam strahlenden Präsenz. Ihm ist zu Mute, als durchwehe gerade ein warmer Frühlingshauch seine Seele, als erwache er aus langem Winterschlaf. Und das ist dann der Zeitpunkt, an dem der Mensch nicht mehr anders kann als hinzusehen, die Schönheit der Gottesliebe zieht ihn magisch an, hält ihn in ihrem Bann. So ist er voller Bewunderung für sie, erfasst aber zugleich auch, dass sich diese Schönheit ihrer Wirkung auf ihn sehr wohl bewusst ist, sprich, dass sie eitel ist – all seine Aufmerksamkeit für sich allein beansprucht. Doch sieht auch er dann ganz schlicht darüber hinweg – ähnlich wie der vernarrte Fan über die Starallüren seiner Lieblingsschauspielerin –, denn ihre Erscheinung ist trotz allen Glanzes, ihrer Größe und Herrlichkeit von sehr subtiler, ja fast scheuer Art. Und diese nun hat längst sein Herz angerührt. Er ahnt bereits, dass diese Schönheit etwas ganz besonders Kostbares ist – einzigartig und speziell für ihn gemacht – und somit auch seiner ganzen Hingabe und durchweg seines autonomen Schutzes bedarf. Und so führt er, wenn auch völlig irritiert, weil er eben doch nicht genau weiß, warum er es tut, schließlich dennoch ohne Verzug aus, was der Schönheit Herz begehrt – und zwar: „*Wasser*“, sprich Emotion, „*Wandschirm*“, gleich

Aufmerksamkeit, und „*Glassturz*“ – der letzte Gedanke vor dem Einschlafen gilt ihr.

Wie die Rose täglich frisches Wasser verlangt, verlangt auch die Gottesliebe, täglich frisch begossen zu werden. Mit tiefer Zuneigung, also ganzer Hingabe des sich ganz an sie Verschenkenden. Ganz so, wie es frisch Verliebte am Anfang noch tun: So sie am Abend zu Bett gehen, gilt ihr letzter Gedanke dem Geliebten oder der Geliebten an ihrer Seite, freuen sie sich schon auf den neuen Morgen. Sobald sie dann am Morgen die Augen wieder aufschlagen, schauen sie augenblicklich auch sofort das geliebte Du an und sind dabei aufs Höchste beglückt. Staunend über dieses Glück und ganz erfüllt von tiefer Zuneigung: Frieden, Freude, Freiheit. Alle Aufmerksamkeit wird dem Geliebten zuteil. In dieser Phase vermag niemand sie zu trennen – selbst die gefährlichsten Neider nicht.

Was der Verliebten Liebe jedoch schadet – ja, was sie geradezu fürchtet –, ist Oberflächlichkeit. Zugluft. Hier rein, dort raus! Zumeist dann, wenn der Alltag sie eingeholt hat und die Verliebten mal hier, mal da einfach die wache Aufmerksamkeit dem anderen gegenüber vergessen. Das heißt, dass sie dann nur noch körperlich beieinander oder miteinander sind, während ihre Gedanken ganz woanders weilen – bei der Arbeit, dem Hobby, den Geschäften oder sonst irgendwo. So verweilen sie nicht mehr in der Liebe gegenwärtigem Augenblick.

Betrachten höchstens einander noch, nicht aber mehr gemeinsam das Wunder ihrer Liebe. Und irgendwann ist dann der Zeitpunkt gekommen, an dem sie miteinander nur noch in der Zukunfts- oder der Vergangenheitsform reden: „Weißt du noch, wie es damals war?“ oder „Später werden wir ...“ dies und jenes tun. Und so kommt es, wie es kommen muss: Mit der Liebe ist bald Schluss.

Nicht anders steht es mit der Gottesliebe. Diese „Rose“ weiß genau, was sie da verlangt. Sie weiß, ohne die tägliche Hingabe des Geliebten, ohne dessen Aufmerksamkeit oder dessen zärtliche Gedanken vor dem Einschlafen in der Nacht an sie ist ihre Liebe verloren. Der Liebende kann noch so ausgiebig lieben: Wenn der Geliebte seine Einzigartigkeit nicht schaut und somit die Notwendigkeit einer ganzen Hinwendung nicht anerkennt, hat der Liebende keine Chance, den Geliebten glücklich zu machen. Der Liebende weiß, was er zu geben hat, welches Glück, welche Fülle er in seines Geliebten Leben bringen kann, doch was nützt ihm alles Geben, wenn der Geliebte das Geschenkte als Geschenk nicht sehen und somit auch nicht als solches annehmen kann?! Und in seiner Weisheit lässt der Liebende den Geliebten dann ziehen. Doch in seiner Liebe hofft er, ihn bald wiederzusehen. Dem Geliebten geht es derweil so, dass er eher unglücklich ist als froh. Er erinnert sich zwar noch an der Liebe ersten Augenblick, doch liegt der schon lange zurück. Er stellt zwar „*Wandschirm*“

und „Glassturz“ noch hin, doch erfasst er nicht mehr deren Sinn. Gibt sich nicht mehr aus vollem Herzen hin. Stattdessen versucht er – gemäß dem, was er kennt –, ihr Wesen mit Logik zu erfassen. So achtet er nicht mehr auf ihr Wirken, sondern nur noch auf ihre Worte als leere Buchstaben allein. Und das ist schließlich das Verhängnis aller Liebe, denn der Gottesliebe Wirken lässt sich kaum vereinen mit irdisch genormten Maßeinheiten.

Der Geliebte muss also erst in die Welt hinaus, um den Wert dieser einzigartigen „Rose“ zu erkennen:

„Ich habe das damals nicht verstehen können! Ich hätte sie nach ihrem Tun und nicht nach ihren Worten beurteilen sollen. Sie duftete und glühte für mich. Ich hätte niemals fliehen sollen! Ich hätte hinter all den armseligen Schlichen ihre Zärtlichkeit erraten sollen. Die Blumen sind so widerspruchsvoll! Aber ich war zu jung, um sie lieben zu können.“

Doch wenn der Geliebte dann zurückkehrt, wird er sich nie mehr von ihr trennen. Dann ist der Mensch auch nicht länger ein Quasimodo mehr – halbfertig bzw. Halbwesen –, sondern vollwertig ein Quasimodo, der aus dem Glockenturm in die Freiheit kommt. Als ein ganzes Wesen, Geist und Mensch: ein Gottmensch!

Und ab hier geht einem dann auch der Zornesausbruch des kleinen Prinzen auf:

„Es sind nun Millionen Jahre, dass die Blumen Dornen hervorbringen. Es sind Millionen Jahre, dass die Schafe trotzdem die Blumen fressen. Und du findest es unwichtig, wenn man wissen möchte, warum sie sich so viel Mühe geben, Dornen hervorzubringen, die zu nichts nutz sind? Dieser Kampf der Schafe mit den Blumen soll unwichtig sein?“

Denn ein Mensch, der die Gottesliebe in sich erkannt hat, weiß, dass gerade und einzig dieser Kampf mit den Schafen es ist, der sein eigenes Selbst über Jahre hinweg immer und immer wieder von seiner Liebe getrennt hat. Dass dieser Kampf es ist, der den Menschen von dem trennt, was ihn ausmacht und wonach er sich im Grunde seines Herzen so sehr sehnt. Und so ist auch die Klärung dieser Frage für ihn alles andere als unwichtig. Im Gegenteil: Sie wird das oberste Anliegen seines gesamten irdischen Lebens überhaupt. Denn schließlich gilt es für ihn, eine kostbare und einzigartige Liebe zu schützen, die ohne seinen Schutz – sprich, sein Wissen um die Kampfpraktiken der Schafe – verloren wäre.

Jedoch all dies vermag er erst zu verstehen, nachdem er gelernt hat, die Welt durch des Prinzen

Augen zu sehen. Der sich die Welt auf seiner Flucht genauestens besehen hat, doch nichts dergleichen darin fand, was auch nur annähernd dem Vergleich mit der wahren Liebe Schönheit, seiner Rose, standhält.

Der kleine Prinz auf der Flucht:

„Am Morgen seiner Abreise brachte er seinen Planeten schön in Ordnung. Sorgfältig fegte er seine tätigen Vulkane ... “

Die Vulkane

Sie stehen für Leidenschaften im Menschen.

Was das Wesen der Vulkane kennzeichnet, ist zum einen ihr unterirdisches Wirken – beständig sind sie da am Steinekochen, bis zu 3.000 Grad Celsius heiß, sodass die Steine schmelzen –, zum anderen aber auch ihr stets unverhofft explosives Wesen. Wenn Steine schmelzen, entsteht Gas, Druck baut sich dann auf in der unterirdischen Kammer. Und je mehr schwere Steine in der Kammer sich nun befinden und schmelzen, desto höher steigt der Druck in der Kammer. So hoch schließlich, dass die Kammer auseinanderplatzt,

ähnlich einem Luftballon, der unaufhörlich mit Gas befüllt wird: Der Ballon wird größer und größer, der Druck steigt, irgendwann platzt der Luftballon. Genauso ist es in einem Vulkan. Zunächst ein dumpfes Grummeln unter der Erde, dann ein gewaltiger Puff, temperamentvoll schießt ein Vulkan dann durch Schlot und offenen Krater sein Innerstes in die Luft. Speit Erde, wirft Asche, spuckt Gesteinsbrocken aus. Schließlich fließt sabbernd auch sein glühend heißes Magma (die geschmolzene Gesteinsmasse) aus seinem offenen Krater heraus, wird zu Lava und letzten Endes wieder zu Stein – rabenschwarz und felsenfest.

All das nun übertragen auf den Menschen und sein Gebaren durchaus ein Vorgang, der einem feurigen Flamenco oder wuchtigen Wutanfall gleicht: Leidenschaft!

Leidenschaft. Grundsätzlich braucht sie der Mensch zum Leben wie ein Vogel die Flügel zum Fliegen. Leidenschaft ist Antrieb und Willenskraft zugleich. In ihrer Ausdrucksform ist sie unendlich facettenreich, in ihrer Zielsetzung bzw. ihrer Bestimmung jedoch klar definiert:

Die Leidenschaft zur Liebe, die sich in dem Antrieb und der Fähigkeit zur Hingabe an die Liebe – Gott und/oder auch einen anderen Menschen – ausdrückt. Die Leidenschaft zum Leben, die sich im Antrieb und der Fähigkeit ausdrückt, das Mysterium des Lebens zu durchdringen. Und die Leidenschaft zur Zerstörung, welche sich in der Fähigkeit

ausdrückt, stets aufs Neue wieder vom irdischen Leben – allen Formen, Farben, Menschen, Tieren oder auch Gedanken darin – wieder zu lassen. Diese letzte Leidenschaft ist jene, die uns am meisten „*Verdruss*“ bereitet. Denn alles, was wir bekommen oder uns auch nehmen hier auf Erden in unserem Leben, muss letztlich auch wieder der Erde, sprich dem Leben zurückgegeben werden. Und das ganz gleich worum es sich dabei handelt – um geistiges oder materielles Gut –, anderenfalls wäre unser Leben nicht lebendig, nicht Bewegung, sondern Stagnation, wären wir darin lebendig tot. Ohne das Loslassen zu passender Zeit, sprich das Sterben, gibt es auch keine neue Geburt für uns, kein Wachstum, also keinen geistigen Entwicklungsprozess. Das ist universelles Gesetz! Unabänderlich! Und das ist der Grund, warum uns diese Leidenschaften so sehr „*Verdruss*“ bereiten: Loslassen mögen wir nicht!

Dabei: Alles in der Natur folgt diesem Gesetz des ewigen Kreislaufs von Werden und Vergehen und hat kein Problem damit. Deshalb ist Natur, Kosmos, gleich ob Flora oder Fauna, auch so unendlich schön. Nur wir, der Mensch darin, will damit nicht konform gehen und so ist er auch schließlich – im Gegensatz zu allem anderen – noch immer nicht vollendet schön und glücklich. Fernöstliche Weisheit beschreibt das so:

Der Obstbaum wirft seine Blätter und

Früchte ab, wenn sie reif sind.
Der Mensch lebt so,
Als wenn der Obstbaum seine Blätter
und Früchte festhalten wollte:
Es sind meine! Ihr dürft sie nicht
haben und nicht davon essen.
Wie soll der Obstbaum neue Früchte
tragen können?
Der Obstbaum hat viel mehr Weisheit
als der Mensch.

Verrückt, nicht wahr?! Auf der einen Seite
sehnt sich der Mensch nach tief beglückender
Erfahrung, nach Rausch, nach Freude, Lust und
Liebe, nach Abenteuer oder auch nach Sorglosigkeit,
Geborgenheit und Frieden, sperrt aber auf der
anderen Seite genau all das aus, was ihm all dies
bringen könnte: eben seine natürlichen Triebe, die
Leidenschaften. Ja mehr noch, er sperrt sie nicht nur
aus, er kämpft gar gegen sie an. Was nun schier
völlig verrückt ist, denn sie sind nicht zu töten.
Schließlich: Wäre das möglich, gäbe es das Leben
nicht.

Antoine fasst das so zusammen:

*„Er besaß zwei tätige Vulkane, das war sehr
praktisch zum Frühstückkochen. Er besaß auch
einen erloschenen Vulkan. Da er sich aber sagte:
Man kann nie wissen! fegte er auch den*

erloschenen Vulkan. Wenn sie gut gefegt werden, brennen die Vulkane sanft und regelmäßig, ohne Ausbrüche. Die Ausbrüche der Vulkane sind nichts weiter als Kaminbrände. Es ist klar: Wir auf unserer Erde sind viel zu klein, um unsere Vulkane zu kehren. Deshalb machen sie uns so viel Verdruss ...“

Richtig, Leidenschaft ist ebenso wenig zu töten, wie Wasser vernichtet werden kann. Wasser kann verschmutzen, vermodern, versumpfen oder versiegen, doch bleibt es in seiner Essenz doch stets als Wasser erhalten. Genauso ist es mit der Leidenschaft. Denn das Wesentliche, die Urquelle – also Gott – bleibt immer gleich!

Leidenschaften drängen naturgemäß immer zur Bewegung, zum Erleben hin. Sie wollen und müssen gelebt, vor allem aber ausgelebt werden! Und das wiederum nun auch nicht erst irgendwie oder irgendwann, sondern möglichst gerade dann, wenn sie sich regen, und dann auch möglichst so, wie sie sich gerade regen – ohne Unterdrückung oder Aussparung also. Ist das gegeben, kommt es bei einem Menschen kaum mehr zu Vulkanausbrüchen, geschweige denn zu solchen grob ausschweifender Art, sondern seine Vulkane brennen ‚sanft regelmäßig‘ ohne nennenswerten Ausbruch.

Der kleine Prinz kennt seine Vulkane als Berge und doch, *„sie reichten ihm nur bis ans Knie ...“* Er kennt sie als drei Vulkane und doch, es sind

nur zwei aktive: „*den erloschenen Vulkan benutzte er als Schemel*“.

Im gewöhnlichen Alltag nehmen sich die Leidenschaften also so aus: Die Leidenschaft zur Liebe lebt von der Hingabe an das innere wie das äußere Sein. Sie meint uneingeschränkte Zuwendung und Aufmerksamkeit für das, was ich gerade tue. „Tu, was du tust!“, schreit sie uns entgegen. „Sei ganz da in dem, was du tust!“, verlangt sie von uns. Wende dich allen Dingen oder Angelegenheiten deines Lebens mit gleicher Aufmerksamkeit, Achtung und Anerkennung zu, ganz gleich ob es sich dabei um das zu spülende Geschirr, das Studium oder um ein Gespräch mit der Freundin, dem Freund, Lehrer, Eltern oder Nachbarn handelt. Lass dich von dem, was du gerade tust, niemals ablenken, ganz so, als gäbe es gar nichts anderes auf der Welt, als hier und jetzt nur das eine. Sei ganz da – jetzt! Das wirkt die Leidenschaft zur Liebe.

Die Leidenschaft zum Leben lebt indes vom Reiz des Fremden.

Sie meint das vorbehaltlose Erforschen und Durchdringen aller Dinge, die uns neu und unbekannt erscheinen. „Leben ist Herausforderung, stell dich ihr!“, verlangt sie. „Leben ist Abenteuer, wag es!“, fordert sie uns auf. Es ist immer das, was du noch nicht kennst, das dich weiterbringt, und niemals das, was du stur festhaltend böswilliger oder irriger Weise zu besitzen meinst. Schließlich ist es immer nur das Erforschen dessen, was uns fern und

unbekannt ist, das neue Kraft und den Fortschritt bringt. Und immer ist es einzig das Auseinandersetzen mit dem Neuen, welches in die Freiheit führt. Von daher meide das Fremde nicht, sondern umgekehrt, empfangen es hoffnungsfroh freudigen Herzens, es will dich beschenken.

Die Leidenschaft zur Zerstörung indes lebt vom Loslassen. Sie meint das freiwillige Aufgeben oder Fallenlassen all dessen, was durch die Leidenschaft zur Liebe und zum Leben aufgenommen, angesammelt und schließlich in der Kammer verdaut wird. „Gib das Verdaute auf!“, verlangt sie. „Lass es los!“, fordert sie. Es hat dich genährt, ist gegessen – ist schon verwandelt. Nichts ist von Dauer – nicht der Schmerz, aber auch nicht die Freude, nicht dein Besitz und letztlich auch nicht dein Körper. Es ist also unsinnig, zu klammern oder festzuhalten an Dingen, die dir früher oder später ohnehin genommen werden. Also heißt es hier: freiwillig loslassen lernen, um zu der schier ausnahmslos beglückenden Freude im Leben zu gelangen. Loslassen ist die große Lektion deines Lebens. „Lass los, lass los, lass los!“, lautet die Botschaft dieser Leidenschaft, damit das Neue geboren werden kann und du dabei doch – gelassen frank und frei – auf deinem Vulkan „als Schemel“ sitzen bleiben und dir die Eigenschaften der zwei anderen Vulkane – Liebe und Leben – konstruktiv zunutze machen kannst. Denn aus der Stille heraus strömt dir automatisch auch das Wissen um das Wirkungsprinzip aller drei

Vulkane zusammen zu. Und zwar so:

Während es das Feuer der beiden Leidenschaften der Liebe und des Lebens ist, welches uns allmorgendlich aufwachen lässt, ist es das Feuer der Leidenschaft der Zerstörung, welches uns allabendlich einschlafen, eben alles wieder abgeben lässt. Für das physikalische Wesen Mensch sind also alle drei Leidenschaften gleichermaßen wichtig, ist es unmöglich, die eine oder andere auszulöschen. Für das geistige Wesen Mensch, den kleinen Prinzen in uns, ist die Leidenschaft der Zerstörung jedoch nicht relevant, da es formlos ist. Es haftet nicht an der Materie, so gibt es auch nichts, was es nicht loslassen wollte. Im Gegenteil, es liebt das Loslassen, „*die Sonnenuntergänge*“. So ergeht es schließlich auch dem ganzen Menschen – jenem Quasimodo hier auf Erden, der letztlich sein Selbst bereits verwirklicht hat –, er hat erkannt, dass die Leidenschaft der Zerstörung nicht sein Feind, sondern sein bester Freund ist.

Wer sich also permanent gegen seine Leidenschaften stellt, der fordert geradezu eine Explosion seiner angestauten Emotionen heraus. Wie oft spielt sich diese Situation in Firmen ab: Herr Müller ist in einem Angestelltenverhältnis tätig. Er übt noch immer jenen Beruf aus, den er vor zig Jahren gelernt hat, verfügt also sowohl über fachliche Kenntnisse als auch über praktische Erfahrungen. Sein Vorgesetzter ist ein sogenannter Quereinsteiger, ein Branchenfremder gar, der vom Fach an sich und

seiner praktischen Ausführung nur theoretisch Ahnung hat, infolgedessen nun auch so mancherlei Dinge anordnen wird, von denen Herr Müller genau weiß, dass sie in der Praxis kaum durchführbar sind. So ist er also auch bemüht, dies seinem Vorgesetzten zu bekunden, doch der beharrt – Kraft seines Amtes – auf Befolgung seiner Weisung, auch wenn sie noch so abstrus ist. Angesichts dieser Ignoranz ist Herr Müller zunächst fassungslos. Wenig später spürt er einen starken Impuls in sich aufsteigen, sich verbal dagegen aufzulehnen. Aber: „Gesittete Menschen tun das nicht!“, ruft er sich zu scheinbarer Ordnung. Doch kann Herr Müller mit dieser Sittenlehre sein Gemüt kaum beruhigen, sooft er es auch versucht. Bald kocht er vor Wut! Am liebsten würde er jetzt mit der Faust auf den Tisch schlagen – diesem Emporkömmling deutlich zu verstehen geben, was er doch für ein Vollidiot ist. Ihn schütteln oder rütteln, bis der endlich zur Einsicht käme, „dieser Trottel, der von Tuten und Blasen nicht die geringste Ahnung hat“ und doch Macht besitzt, um ihm, der das Geschäft von der Pike auf gelernt hat, das Leben schwer zu machen.

Doch Herr Müller tut es nicht! Er denkt all dies, lebt es aber nicht aus! Stattdessen schluckt er, im wahrsten Sinne des Wortes, seinen Antrieb herunter. Hätte er das durch den Vorgesetzten angefachte Feuer seiner Leidenschaft einfach lodern und durch die Tat – einmal mit der Faust auf den Tisch zu hauen oder gleich ein Veto an passender

Stelle einzulegen – ausbrennen lassen, wäre diese Herausforderung des Lebens an ihn zu einer beglückenden – weil befreienden – Erfahrung geworden. Sie hätte ihm eine neue Kraft und Größe verliehen, die ihm dann wieder zugutegekommen wäre in anderen ähnlich gelagerten Situationen. Und das selbst oder vielleicht auch gerade in jenem Fall, wo er anschließend die Stellung verloren hätte. Doch er hat die Chance nicht wahrgenommen, er hat nicht an Ort und Stelle ausgetragen, was es sofort auszutragen galt, so kann er auch nicht loslassen, trägt seinen Gram alltäglich mit sich herum. Am Abend schaut er in den Spiegel und kann sich kaum noch darin ansehen, so derart erbärmlich fühlt er sich da, nichtig und klein.

Und das ist er dann letztlich auch. Das Feuer seiner Leidenschaft hat er unterdrückt. Nicht ausgebrannt schwelt es nun vor sich hin. Weitere Feuer kommen hinzu. Er verfährt in gleicher Weise. Warum? Als Kind hat man ihm beigebracht, dass nur Tiere ihre Streitigkeiten an Ort und Stelle austragen. Der Mensch hingegen besitzt Verstand und weiß sich daher zu zügeln. Als Mensch hat sich Herr Müller also zivilisiert zu benehmen, daher schluckt er artig weiter und weiter. Doch eines Tages wird Herr Müller unverhofft eines Besseren belehrt, da erfährt er wider Willen, dass diese Aussage grundverkehrt ist. Denn an jenem Tage bricht plötzlich alles Feuer in ihm auf einmal heraus, da rastet Herr Müller buchstäblich aus. Und das nicht

etwa in der Firma, nein, sondern zu Hause rastet er aus, vor und bei jenen, die er doch eigentlich am meisten liebt: die Kinder, die Frau, den Partner, die Freundin, die Mutter, den Vater, den Hund, die Katze?! Aller Groll fliegt nun buchstäblich seiner Familie um die Ohren. Und hinterher kann er sich nun gleich gar nicht mehr im Spiegel sehen.

Es ist in der Tat so: Eines Tages brechen diese unterdrückten Emotionen unabdingbar als geballte Ladung aus uns heraus, verschaffen sich das Herz und die Seele Luft. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis das geschieht. Und diese Ausbrüche treffen dann immer zum falschen Zeitpunkt ein und ebenso zumeist den Falschen. Somit sind sie für uns und andere auch durchweg von verheerender Art. Das heißt, von destruktivem Charakter – mit immer schädigenden Verletzungen an Leib und Seele. Ja, in manchen Fällen sogar vernichtender Art für das physische Leben, wie es beispielsweise in Kriegzeiten passiert, wo immer der sogenannte Ausnahmezustand herrscht. Ist dieser erst verhängt, bedeutet das für alle Müllers und Meiers, die zum Kampf einberufen werden, einen Freifahrtschein zu besitzen für Ausschweifungen jeglicher Art und Weise. Alles ist ihnen in dieser Zeit erlaubt, oder andersherum: Für kaum eine ihrer menschenrechtsverletzenden Handlungen werden sie belangt! So brechen gerade in Kriegzeiten viele menschliche Vulkane aus. Deutlich zu erkennen dann an Plünderung, Raub oder Vergewaltigung, die absolut nicht obligat

sind, wo es um Sieg oder Niederlage in einem Feldzug geht. Ebenso wenig wie bestialische Folter oder Mord. Der brave Herr Müller von nebenan kann dann endlich ausleben, was sich über Jahre hinweg in seinem Innern angestaut hat. An Wut, Zorn, Hass: an lüsternen Trieben, die er sich zuvor nie zu leben getraut hat. Von gesundem Menschenverstand oder kultivierter Menschenart fehlt dann jegliche Spur, ganz so, als hätte es sie nie gegeben. Ja, mehr noch, jene Müllers und Meiers gebärden sich dann oft gar schlimmer noch als jedes Tier.

Wenn hingegen die vielen kleinen Feuer unserer Leidenschaften immer dann ausgelebt werden, wenn sie sich gerade entfachen, dann wirken sie auf uns und auf andere in der Tat wie reinigende Kaminbrände, sind sie in ihrer Auswirkung immer von positivem Charakter: befreiend, bereichernd und lehrend. Also nur Mut, sprich frei heraus, was dir auf dem Herzen liegt. Hab keine Angst, es kann immer nur besser werden, als es augenblicklich ist. Garantiert! Auch wenn es im Moment selbst so gar nicht danach aussieht oder gar gegenteilig scheint. Hab nur Geduld, bald wirst du den Segen dessen erfahren. Der Zornesausbruch des kleinen Prinzen beispielsweise lehrt Antoine Aufmerksamkeit und diese wiederum hilft ihm dabei, die Welt mit dem Herzen froh zu sehen. Gesunde Ausbrüche sind das wärmende Feuer in Winterzeiten, das sanft strahlende Licht in der Dunkelheit. Sie sind es, die es uns ermöglichen, unsere Träume zu leben, welche uns

den Weg zum Ursprung, zur Liebe zurück erleuchten. Sie sind die besten Wegbegleiter, die man sich wünschen kann, wenn man es nur vermag, sie zuzulassen bzw. sich spontan und ganz und gar auf sie einzulassen.

Wenn dir also zum Weinen ist, dann weine. Wenn dir nach Lieben ist, dann liebe. Wenn dich die Neugier treibt, dann stille sie. Wenn du Wut spürst, dann lass sie heraus, jetzt gleich und immer sofort. Ganz so, wie du es als Kind tatest und wie es noch immer alle noch nicht verformten Kinder tun. Tu es, und dann vergiss, was eben war, indem du dich sofort jenen Dingen zuwendest, die dir Freude bereiten. Denn auch für diese gilt: Wenn dir zum Lachen ist, dann lache. Ist dir nach Abenteuer, dann pack es an oder lass dich darauf ein – ohne zu rechnen, sondern einfach dem Herzen folgend. Wenn dir nach Tanzen ist, dann tanze. Wenn dir nach Singen und Springen ist, dann singe und springe. Und ist dir nach Ruhe, dann ziehe dich zurück, bleib allein – und lass die anderen einfach weiter schreien; weder du noch sie versäumen etwas, ein jeder Mensch und ein jedes Ding auf Erden ist ersetzbar, nicht jedoch der gegenwärtige Augenblick. Also tu, wie dir gerade ist – sofort. Gleich jetzt! Später ist es zu spät, da ist der Augenblick an dir vorüber, diese Chance vertan. Darum kümmere dich nicht darum, was die anderen sagen: Lebe! Lebe deine Leidenschaften, wann immer es dir möglich ist, und du wirst erfahren, was dein

Leben wahrhaft ist: Geschenk des Himmels!

Die Regionen der Asteroïden

325, 326, 327, 328, 329 und 330

Stehen für die inneren Wesenheiten des Menschen. Seine Schattenseiten.

Doch zunächst: die Zahlen. Mit denen es sich für viele sicher so ähnlich verhält wie mit dem Flugzeug. Sie scheinen völlig zusammenhangslos und muten, ohne rechte Kenntnis über deren Sinn, schon fast störend an. Nur verhält es sich hier auch wahrhaftig so, dass ihre Bedeutung für den gewöhnlichen Leser kaum zu erfassen ist. Es sei denn, er hat sich schon einmal mit dem Wesen der Numerologie, der sogenannten Zahlenmystik, auseinandergesetzt. Dann hat er sicher die einzelnen Zahlen einfach mit sich selbst addiert. Die Quersumme daraus gebildet und diese wiederum anschließend so weit reduziert, bis er eine Zahl unter Zehn erhielt. Das Ergebnis, nämlich die Zahlenfolge von eins bis sechs, dürfte ihm dann alle Zweifel über eine eventuelle Zufälligkeit ihres Vorhandensein in der Geschichte – und das genau am Beginn der Beschreibung zur „Weltreise“ des kleinen Prinzen – genommen haben, und so wird er schließlich auch

die tiefe Bedeutung hinter der Reisebeschreibung erfasst haben.

Die Zahlenreihe von eins bis sechs, numerologisch ausgewertet, beschreibt den Weg des Geistes in die Materie. Was vielleicht an dem Vorgang eines Hausbaus am anschaulichsten dargestellt werden kann. Zunächst ist da nur ein Gedanke, sprich, Idee im Geist: „Ich möchte ein Haus bauen“, dafür steht die Eins. Dann wird abgewägt: „Kann ich es mir leisten? Ist es durchführbar? Was spricht dagegen? Was dafür?“, dafür steht die Zwei. Aus der Gegensätzlichkeit (1 und 2), dem Pro und Kontra, entsteht die Synthese, welche den Willen gebiert: „Ja, ich baue ein Haus!“, das meint die Drei. Das Haus entsteht zunächst in Form einer Zeichnung auf dem Papier, der erste reale Akt einer Handlung zum Verwirklichen der Idee oder ihrer Umsetzung in die Materie. Das Wort, die Idee, ist nun nicht mehr nur Geist, sondern wird allmählich Fleisch. Die Bauzeichnung wird gefertigt, in dieser Phase geht es um Ordnung, Planung und Struktur, aber auch um Disziplin, Sicherheit und Gesetzesform – dafür steht die Zahl Vier. Dann wird zeitlich organisiert, hier der Maurer, dort der Klempner bestellt, das meint die Fünf. Das Fundament wird gelegt, Stein um Stein wird aufgebaut, irgendwann steht das Haus: Die geistige Idee hat sich materialisiert, das ist die Sechs ... Das Leben dann im fertigen Haus, das sagt die Sieben aus, und so geht es weiter, bis zur Zahl Zehn.

Aus diesem Blickwinkel betrachtet, offenbart die bezifferte Reisebeschreibung gar ein Stück Initiationsweg. Beschreiben uns die Zahlenangaben der Asteroiden, wie und warum unser Wesen aus seinem geistigen Ursprung heraus und in die Materie eintritt, eben Fleisch wird:

Eitelkeit erzeugt die Zweiheit;

Das Ich und das Du schafft den Gegensatz im Nu.

Die Zweiheit erzeugt die Dreiheit,
Die willentlich nun die Vielfalt schafft.
Getrieben von der Sucht mit ihren zwei
Seiten:

Der Sehnsucht nach dem Ich und der Sucht
zur Flucht vor dem Ich.

Schuld und Sühne, also die Antriebskraft,
die aus der Dreiheit die Vier nun schafft

Denn beides ist nur zu ertragen

Durch einen geordneten Rahmen.

Ein Rahmen, an dem sich gut festhalten lässt,
Erzeugt dann wie von selbst den Rest.

Aus ihm geht die Fünf hervor, die
Beschäftigung nach Plan.

Pflichtgetreu und ergeben der Begrenzung
von Raum und Zeit

Lässt sich gut verbergen geistige

Zerrissenheit.

Automatisch ergibt sich daraus die Sechs;
Das falsche Realitätsbewusstsein wächst
Materie wird manifest!
So lässt sich's hervorragend daran kleben;
Und endlich vergessen sodann,
Wodurch alles seinen Anfang nahm.

Die einzelnen Regionen

Gleich wie jeder äußere Planet, so ist auch der innere Planet des Menschen in verschiedene Regionen aufgeteilt, die nun ihrerseits wieder von den unterschiedlichsten Wesenheiten bewohnt werden. Diese inneren Wesenheiten werden oft als „die Schattenseiten des Menschen“ bezeichnet, denn ihr Vorhandensein ist dem Einzelnen oft gar nicht bewusst, falls aber doch, dann ist er nur allzu gern bereit, sie zu ignorieren. Das wohl aus gutem Grund: Denn die Beschäftigung mit ihnen bedeutet immer auch die Auseinandersetzung mit dem eigenen Ich. Der Mensch läuft hier Gefahr, dass das von ihm mühselig aufgebaute und sorgsam aufrechterhaltene Selbstbild eines vermeintlich unfehlbaren und großartigen Ichs plötzlich wie ein Kartenhaus zusammenbricht.

Wer jedoch seine Schattenseiten nicht kennt,

der bleibt sich auch ewig selber fremd! Der kennt sich selbst nicht genau. Dem mangelt es schlichtweg an Selbstbewusstsein und dabei ist es völlig gleich, was er im Außen auch darstellen mag. All dies ist dann nur äußerer Schein, nicht aber wahrhaftiges Sein.

Sich mit seinen Schattenseiten zu beschäftigen, mag daher nicht immer angenehm sein, doch ist es in der Tat ein Unterfangen, das buchstäblich auch körperlich bildet – also nicht im Sinne von theoretischer Wissensanhäufung, sondern ausnahmslos im Sinne von Herausbildung. Es bildet sich etwas heraus, das zwingend notwendig ist für alles freiheitliche Sein: Selbsterkenntnis. Und Selbsterkenntnis hat zur Folge wiederum: unerschütterliches Selbstvertrauen. Selbstvertrauen indes ist das höchste Gut, das ein Mensch erwerben kann.

Ohne Selbstvertrauen kein Erfolg, kein Sieg, also auch keine Unabhängigkeit vom irdischen Leben. Beides zusammen bildet dann so nach und nach das echte Selbstbewusstsein aus, was unabdingbar nötig ist, um frei zu werden. Frei von allem Schuld- und Sühnedenken, frei von der Meinung anderer – deren Normen, Gesetzen, Handlungen oder Ansprüchen jeglicher Art –, aber eben auch frei von allem ‚Verändern-Wollen der Welt‘, sprich aller Beurteilung und Verurteilung.

Und schließlich hier: Mit den Schattenseiten verhält es sich ähnlich wie mit den Leidenschaften:

Sie gehören unabänderlich zum ureigenen Leben dazu und von daher geht es in unser aller Leben auch nicht darum, sie zu bekämpfen oder sich für sie zu schämen, sondern darum, zu lernen, mit ihnen umzugehen bzw. sie liebend anzunehmen, sodass sie am Ende einfach nur das sind, was sie ja auch tatsächlich nur sind: nur andere Seiten. Ein Mensch, der das für sich verwirklicht hat, weiß genau, was er will. Und da er aus einem liebenden Selbst heraus handelt statt aus einem egobehafteten Über-Ich, ist auch all sein Wirken von Erfolg gekrönt. Es gibt kein zögerliches Hin und Her bei ihm, keinen Zweifel oder unsicheres Gebaren. Nur klare Entscheidungen – aus dem Selbst, für das Selbst!

Ein solcher bleibt daher stets nur sich selbst getreu. Getragen von der Gewissheit: „Ich selbst zu sein ist das Einzige, was meiner würdig ist, das Einzige, was mir genügen kann, und letztlich auch das Einzige, das mich glücklich machen kann.“ Das meint echtes Selbstbewusstsein!

„Er begann sie also zu besuchen, um sich zu beschäftigen und um sich zu bilden ... Auf dem ersten wohnte ein König.“

Der König

Der einzig Gerechte in uns, welcher sich da ausschließlich nur nach universellem Gesetz richtet.

Der König beschreibt das Gewissen in uns und ist gleichzeitig auch die höchste Instanz für uns, wo es um Recht und Gerechtigkeit geht. Sie ist das Wissen um unsere herrschaftliche Machtbefugnis und Größe hier auf Erden zum einen und um die universelle Weisheit und Gerechtigkeit zum anderen. Der innere König befiehlt uns, doch in seiner Herrscherweisheit wird er nie etwas befehlen, was nicht ausführbar ist. Er ist also gerecht!

„Ich habe das Recht, Gehorsam zu fordern, weil meine Befehle vernünftig sind.“

Diese höchste Instanz ist unfehlbar. Jedoch sind deren Anweisungen – wie wir ganz sicher schon Dutzende Male erfahren durften – so absolut nicht kompatibel mit dem Gerechtigkeitssinn einer irdischen Instanz oder Gerichtsbarkeit. Warum? Ganz schlicht aus einem ganz simplen Grund: Universelle Gerechtigkeit richtet nicht! Sie lässt jedem das Seine! Was du säst, das wirst du ernten, ist der Wesenskern aller natürlichen Gerechtigkeit. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Für sie gibt es kein Richtig oder Falsch, folglich auch kein Richten

zwischen Gut und Böse nach weltlicher Norm, sondern allein das Ausrichten auf sich selbst hin.

Das ist wahr. Das Richten im Sinne von Gut und Böse ist allein menschliches Gutdünken, jeweils gerade seinen Begehrlichkeiten angepasst, von Land zu Land sehr unterschiedlich, wie sich unschwer erkennen lässt: Es gibt heute noch vereinzelte afrikanische Urstämme, in denen es nicht als anrühig gilt, einen Menschen zu essen. Niemand käme also in einem solchem Stamme auf die Idee, einen anderen wegen Kannibalismus zu verurteilen. Und während bei uns ein weibliches Wesen von dreizehn Jahren noch als Kind gilt, wird es woanders in diesem Alter schon zur Ehefrau. Steinigung, das Abtrennen von Gliedmaßen oder das Blenden von Augen gelten dem Islam auch heute noch als legitimes Strafmaß für Diebstahl, Ehebruch und dergleichen mehr. Uns Deutschen mutet ein solches Richtmaß als durchweg barbarisch an. Und doch, andere Länder, andere Sitten. Das macht das Wesen der weltlichen Gerichtsbarkeit aus: oft Willkür! Aber auch innerhalb eines Landes gilt nicht selten: Was heute noch unter Todesstrafe steht, kann morgen schon Anlass zur Ehrung sein, wie die zahlreichen Biografien der heiligen Märtyrer in allen Rassen, Traditionen wie Religionen belegen. Und natürlich auch umgekehrt, wie die Geschichte um Hitler, Stalin oder Erich Honecker belegt.

Im Gegensatz zur universellen Gerechtigkeit ist irdische Gerechtigkeit also stets am Richten über

alles und jeden – nur nicht am Richten über sich selbst. Und so verhält sich auch der gewöhnliche Mensch unter dieser Gerichtsbarkeit in gleicher Weise: Beständig richtet er, nur nicht über sich selbst.

„Das ist das Schwerste. Es ist viel schwerer, sich selbst zu verurteilen, als über andere zu richten. Wenn es dir gelingt, über dich selbst gut zu Gericht zu sitzen, dann bist du ein Weiser.“

Ja, über sich selbst zu richten, ist das Schwerste. Aber dafür ist es am Ende auch das Gewinnbringendste! Weil es in der Tat so nach und nach die Weisheit bringt, dass es nichts zu beurteilen und zu verurteilen gibt: keiner da, nur die Ratte! Der Planet ist leer – kein Kläger und kein Richter. Der Universelle klagt nicht an, wo kein Kläger, da auch kein Richter. Dies lebendig zu erfassen, ist höchste Weisheit! Eine Weisheit, die geradewegs in die Freiheit der Freude führt.

Es ist unendlich befreiend, weder beurteilen noch verurteilen zu müssen. Weil die Unsinnigkeit darin erkannt ist und du so in der Folge auch immer besser zu unterscheiden lernst zwischen Trug und Wirklichkeit. Du lernst die königliche Instanz in dir kennen, erkennst sie als weise an: „Die Autorität beruht vor allem auf der Vernunft“, und doch hängt dein Herz nicht daran.

Der Grund? Liebe braucht keine Vernunft, sie

ist Vernunft! Auch die alte Ratte, der Zweifel, der nagend ‚in der Nacht‘ plagt – weil er hin und her gerissen zwischen zwei gegensätzlichen Instanzen sich befindet –, wird nicht verdammt. Im Gegenteil, er gilt ihm jetzt als konstruktives Pro und Kontra, aus dem immer wieder eine neue fruchtbare Synthese entsteht. Eine, die schließlich sodann zu immer höheren Bewusstseinssphären führt.

Der Eitle

Der Gefallsüchtige in uns. Eitelkeit. Die Ursache allen irdischen Seins, die zur Folge die Sehnsucht hat.

Ein Schöpfungsmythos

Allein, Ehrfurcht gebietend, in sich ruhend flutete die Göttin. Sie, deren Name unaussprechlich ist, in dem Abgrund der äußeren Finsternis, vor dem Anbeginn aller Dinge. Und als sie in den gewölbten Spiegel des schwarzen Raumes blickte, erkannte sie darin ihr strahlendes Bildnis und verliebte sich darin. Durch die Kraft, die ihr innewohnt, zog sie es hervor, vereinigte sich liebend mit ihm und nannte es „Miria, das Wunderbare“. Ihre Ekstase brach hervor als Lied über alles, was ist und war und sein

wird, und mit dem Gesang kam Bewegung, entstanden Wellen, die herauswirbelnd zu den Sphären und Kreisen aller Welten wurden. Die Göttin wurde von der Liebe erfüllt, sie ward rund und warm vor Liebe und gebar einen Regen leuchtender Geister, welche die Welten erfüllten und zu Geschöpfen wurden. Doch in der großen Bewegung wurde Miria hinweggespült und mit der Trennung von der Göttin ward sie immer männlicher. Zuerst war sie der Blaue Gott, der sanfte, lächelnde Gott der Liebe; dann der weinblattumschlungene Grüne Gott, der in der Erde verwurzelte, der Geist aller wachsenden Dinge. Schließlich wurde sie zum Gehörnten Gott, zum Jäger, dessen Antlitz der roten Sonne gleicht und doch finster ist wie der Tod. Doch immer zieht ihn Sehnsucht zurück zu der Göttin, sodass er sie ewig umkreist, trachtend, in Liebe wiederzukehren. (Mündliche Überlieferung, Ursprung ungesichert)

Der Eitle in uns ist eine Wesenheit, die der Liebe Schönheit entstammt. Und ist somit ebenso auch eine Kraft, die nicht vom irdischen Leben zu trennen ist. Im Gegenteil. Jedoch so, wie der gewöhnliche Mensch den Eitlen in sich versteht und lebt, wird sein einzigartiges Wesen – das vollkommene Schönheit so sehr liebt, dass er im Grunde niemals aufhören kann, sich beständig nach ihr zu sehnen und letztlich allein sie nur anzubeten – schließlich gezwungenermaßen zu einer destruktiven

Kraft, die Liebe abstößt, statt sie anzuziehen. Wer egoistisch nur sich selber meint, lebt in seinem Leben nur den unnatürlichen bzw. kreatürlichen Eitlen. Den zieht dann allein die dunkle, destruktive – weil einsam machende – Macht in den Bann, die aus der Sehnsucht der einzig wahren Liebe, Gott oder Göttin genannt, stets trennend nur die Sucht zur Flucht vor ihr erschafft, anstatt den hohen Mut nach dem ewig unerfüllten Sehnen sich von deren Anziehungskraft immer tiefer in das Mysterium des Lebens einweihen zu lassen.

Natürliche Eitelkeit geht aus der Liebe zu sich selbst und durch sich selbst hervor. Sie lebt ausschließlich von der Bewunderung dieses liebenden Selbst in ihr, nicht von der Bewunderung ihres Körpers oder durch einen anderen. Die Schönheit und Wirkweise ihrer irdischen Verkörperung ist ihr zwar bewusst, doch weiß sie auch, dass diese vergänglich ist, und so verschwendet sie ihre Gedanken nicht daran.

Beispiel: Der männliche Pfau. Jener wunderschöne Ziervogel aus der Ordnung der Hühnervögel, ist schön allein aus sich selbst heraus, er schlägt sein farbenprächtiges Federrad, wann immer er will, dabei putzt und pflegt er auch sein Körperkleid. Jedoch nun nicht, um anderen zu gefallen, sondern aus einem natürlichen Bedürfnis heraus, dies zu tun, und dabei ist es ihm völlig gleich, ob ihn jemand seiner äußerlichen Schönheit wegen bewundert oder nicht: Das Schlagen des

Rades ist die natürliche Reaktion auf sein innerstes Befinden – Balz oder Schutzempfinden gegen Fressneider oder Bedrohungsgefühle. Schließlich kann er nicht anders, als dieses Rad dann zu schlagen. Es ist ähnlich einem spontanen Lachanfall, er kann nicht aufgehalten werden und so tut er uns gut, lässt er uns weithin erstrahlen. Ist Lachen jedoch aufgesetzt, wird das Gesicht des Menschen zur glanzlosen Fratze. Versuch es einmal, stell dich vor einem Pfau auf, sprich ihm gut zu oder klatsche ihm aufmunternd zu – er wird sein Rad nicht schlagen, wenn er es selber nicht will. Ein Pfau weiß nur um sich – er liebt nur sich selbst und er lebt nur sich selbst –, niemals versucht ein Pfau, ein Schwan zu sein, nur weil Schwan sein gerade „in“ ist. Niemals schmückt er sich mit fremden Federn. Und vor allem: Niemals schämt sich der Pfau, ein Pfau zu sein!

Und in gleicher Weise verhält sich letztlich auch ein Mensch, welcher zu seiner natürlichen Eitelkeit steht: Er ist in sich selbst verliebt, in seines formlosen Wesens Kern, Schönheit und Ausstrahlung. Und da er diesen Kern liebt, liebt er automatisch auch seinen Körper so, wie er ist, ohne ihm etwas hinzufügen oder wegnehmen zu wollen. Er pflegt seinen Körper, doch hängt er nicht daran. Er strahlt von innen heraus jene verborgene Schönheit allen Lebens aus! Ein solcher Mensch kann in einem Kartoffelsack durch die Straßen ziehen wie ebenso gut in Samt und Seide, es interessiert ihn

nicht. Er schaut immer nur auf das ihn an sich ziehende, so wundersam verborgen formlose und doch dabei so real strahlend leuchtende Selbst! Wenn ein solcher vor anderen ein ‚Rad‘ schlägt, dann geschieht das aus purer Mitteilungsfreude. Es geht ihm dabei nicht um Zustimmung anderer, sondern allein um die Freude des Herzens am Hergeben. Welche von einem aus dem tiefsten Wesenskern herausdrängenden Glücksausbruch kommt. Er folgt allein der Sehnsucht seines Herzens, trachtet einzig danach, von seiner Liebe ganz eingenommen zu werden. Denn nur hierin findet er tiefe Befriedigung: In der Hingabe an das strahlende Wesen seiner selbst, das er da auch in jedem anderen findet. Und so lebt er frank und frei, gänzlich ungerührt von den stetig wechselnden Meinungen und Moden, von den stetig wechselnden Tatsachen in der Welt. In der Tat, so einer ist frei wie ein Vogel – ihm kann niemand mehr Schranken setzen, denn die einzigen Schranken, die er hat, sind die, die er sich selber setzt.

Überdies: Unnatürliche Eitelkeit findet sich nicht nur im langweiligen Gebaren der nur auf äußerliche Schönheit Erpichten, wie die Allgemeinheit irrtümlicherweise glaubt. Sondern sie steckt vor allem auch in dem unnatürlichen Anspruch eines Menschen des Gut-sein-Wollens. Die Welt ist voll von solcher Art Gutmenschen. Sie rennen und laufen, tun alles für andere, oft bis an die Grenzen der eigenen körperlichen Kraft. Was steckt dahinter?

Angst, nicht geliebt zu werden. Das ist des unnatürlich Eitlen Macht: Je mehr er eigensüchtig im Außen für andere rennt, desto mehr ist er sich selber fremd. Je weniger er sich selber kennt, desto größer ist auch die Sucht zur Flucht vor dem eigenen Ich. Ein Paradoxon, er entfernt und entfremdet sich dem, wonach er doch im Grunde allein mit seinen Aktionen sucht. Letztlich sind all seine Aktionen vergeblich, wird die Welt ihn doch nicht als hervorragend anerkennen. Und nicht nur dem Sänger oder Schauspieler auf der Bühne geht es so, mitunter auch dem Professor an der Uni oder dem Wissenschaftler im Labor, dem Therapeuten in seiner Praxis oder dem Sozialarbeiter in den Slums, dem Vater oder der Mutter im Familienkreis, dem Mann oder der Frau im Freundeskreis, dem Manager oder Angestellten im Büro. Fast jeder lebt in Abhängigkeit von der Anerkennung eines anderen und steht somit durch das Festhalten an diesem dessen Freiheit im Wege.

Natürliche Eitelkeit nimmt sich selbst wichtig, während unnatürliche Lobrede und Applaus wichtig nimmt. Der Natürliche tut die Dinge, die er tut, ausschließlich aus der ihm innewohnenden Freude heraus. Der Unnatürliche tut ausschließlich alles, um anderen zu gefallen. Der Erste sagt ohne Umschweife auch „Ja!“ zu seinem „Nein!“, dieweil der Zweite fast niemals „Nein“ sagt. Das eine macht stark und daher unabhängig und frei. Das andere macht schwach und hält gefangen im Einheitsbrei.

Der Säufer

Wer in den Fängen irdischer Gerichtsbarkeit und dem Gebaren der unnatürlichen Eitelkeit verstrickt ist, für den ist das Leben wahrlich kein Zuckerschlecken. Denn er steigt im wahrsten Sinne des Wortes nicht durch! Weder durchs irdische noch durch das geistige Leben. Er fühlt sich willkürlich nur hin- und hergerissen zwischen den zwei realen Welten – Geist und Körper –, in denen er lebt, deren Treiben hoffnungslos ausgeliefert, ähnlich wie das lose Herbstblattwerk dem Spiel des Windes. Nirgends aber einen Halt zu finden in seinem Leben, ist schlimm für Körper, Geist und Seele des Menschen. Einen Halt braucht der Mensch, sonst ist das Leben kaum zu ertragen, und schon gleich gar nicht über lange Zeit hindurch. Um dieses Gefühl der Haltlosigkeit nun abzutöten oder doch zumindest zu betäuben, greifen nicht wenige dann „zur Flasche“. Deren Inhalt soll betäuben, jenen stets präsenten Schmerz der Sehnsucht und des Verlustes, gepaart mit der Trauer und Scham um die eigene Machtlosigkeit. Ohnmacht! Die letztlich wiederum nichts weiter ist als das tiefe Wissen darum, dass es da eine absolute Macht über allem Sein gibt, der ich nichts – aber auch absolut gar nichts – entgegenzusetzen habe.

Der Griff zur Flasche gilt dem Säufer als

Kompensation. Er will vergessen, dass er dem Schöpfer gegenüber machtlos ist. Oder er will diesem damit den Kampf ansagen, durch diese Form der Verweigerung der Annahme seines So-Seins im irdischen Leben, das ihn da unweigerlich doch nur wieder in ein Abhängigkeitsverhältnis bringt.

Der Griff zur Flasche beschreibt die destruktive Seite allen unnatürlichen Sehns in uns, die da allein von der trügerischen Hoffnung lebt, dem vorherbestimmten Schicksal – statt sich ihm willig zu ergeben – entgehen zu können. Und bei all dem stellen Alkoholismus, Heroinabhängigkeit oder Tablettensucht nur die extremsten Formen des Ausweichens, Kompensierens und/oder Abtötens dar. Der Mensch dopt sich mit vielem, das aber dann stets in einem Übermaß: hier mit Fernsehen, dort mit Musik, Sex, Arbeit, Sport, mit einem Übermaß an Schokolade, Zigaretten, Kaffee oder Essen schlechthin, an Liebes- oder Kriminalromanen, Brett- oder Kartenspielen und, und, und. Bei jedem Menschen findet sich die Droge der Kompensation, zu der er immer dann greift, wenn bei ihm der Gedanke oder das Gefühl der inneren Zerrissenheit und/oder Leere aufkommt. Es gibt Menschen, die brauchen mindestens zwei Tafeln Schokolade am Tag, andere ihre drei Tassen Kaffee oder wieder andere mindestens einmal täglich das Fitnessstudio, um ihr Leben einigermaßen erträglich oder sinnvoll zu finden. Und wehe, es hindert sie

irgendwer oder irgendwas an dieser ‚Einnahme ihrer künstlich erzeugten Glücksdroge‘, dann werden sie nervös und grantig, sind selber für das Leben, also ihr unmittelbares Umfeld, kaum noch zu ertragen. Das nimmt zuweilen seltsame Züge an:

Eine Bekannte von mir. Weder trinkt sie noch raucht sie noch braucht sie sonst irgendwelche Dinge der zuvor beschriebenen Art. Dafür aber ist sie beständig am Putzen! Besonders dann, wenn sie sich mit Themen wie Krankheit oder Tod konfrontiert sieht. Dann reibt sie das Putztuch derart heftig über den Boden oder den Schrank, dass es den Eindruck erweckt, sie hätte vor, sämtliche Böden oder Möbel abzuschleifen. Wie oft ist es mir bei ihr schon so ergangen, dass ich innerhalb einer einzigen Besuchsstunde – in der wir über Gott, Krankheit oder Tod sprachen – gleich mehrere Male von einem Sessel zum nächsten wandern musste, weil auf jenem, den ich gerade benutzte, sich stets auch ein imaginärer Krümel fand, welcher sofort weggewischt werden musste. Und jedes Mal schaute meine Bekannte dann verlegener dabei drein: „Ja, ja, ich weiß, das ist unmöglich ...“ Diese Bekannte trinkt halt ihre Haltlosigkeit nicht weg, sondern sie wischt sie weg! Oder ein Freund von mir – verheiratet –, dessen Droge der Sex ist. Heimlich stiehlt er sich aus dem Haus und hinein in das sogenannte Rotlichtmilieu. Kompensiert die eigene Liebesunfähigkeit bzw. -sehnsucht durch stets wechselnde Frauen. Und wenn er schließlich von deren Lagern

wieder aufsteht, dann schämt er sich dessen. Verständlich. Doch weiß er nicht wirklich, warum. Er glaubt, es sei, weil er seine Frau betrügt, aber das ist es nicht, sondern zutiefst steckt dahinter der Grund, dass er sich selber anwidert, weil er seine Abhängigkeit nicht in den Griff bekommt. Denn wie der Alkoholiker, so weiß auch er schließlich genau: Die eigene Ohnmacht dem Leben gegenüber lässt sich nicht durch äußere Mittel betäuben – ist der Rausch erst vorbei, fühlt er sich nur noch umso stärker gefangen im Einheitsbrei.

Wobei: Jene, die sich ihrer Droge wegen schämen, haben immerhin die Chance, sich daraus zu befreien. Oder bestenfalls sogar gerade durch diese Erfahrung der eigenen Unfähigkeit, sich aus der Abhängigkeit zu befreien, zur tieferen Erkenntnis ihres Seins zu gelangen. Schlimmer sind jene dran, die sich ihrer Kompensation, ihrer Abhängigkeit nicht bewusst sind, weil ihre Droge als durchweg gesellschaftsfähig anerkannt und benannt ist. Wie beispielsweise Menschen, die da nach dem Motto: „Müßiggang ist aller Laster Anfang!“ leben. Das sind all jene, die selbst dann noch etwas zu tun finden, wenn es schon nichts mehr zu tun gibt. Sie halten sich am Schaffen fest, an äußerlichen Tätigkeiten jeglicher Art. Arbeitssüchtige oder Workaholics werden sie genannt. Jede Minute ihres Tages ist verplant. Läutet die Firma den Feierabend ein, dann wird halt ehrenamtlich weitergeschafft oder im Familien- und Bekanntenkreis nach Beschäftigung

Ausschau gehalten. Hier etwas im Keller gewerkelt oder dort am Haus, bei den Nachbarn, in der Gemeinde, bei den Kindern oder Eltern – ganz gleich, sie finden immer etwas. Denn: Nichts zu tun zu haben heißt immer, auf sich selbst zurückgeworfen zu sein. Und was ich dann dabei vielleicht zu sehen bekomme, will ich gar nicht erst wissen, ‚das macht mir bestimmt Angst‘, also lasse ich Gedankenleere gar nicht erst zu.

Und da solcher Art Übermaß an Kompensation im gemeinschaftlichen Umfeld durchaus auch noch als Rechtschaffenheit gilt, bemerken jene den Selbstbetrug darin kaum. Solche schämen sich niemals für das, was sie tun, sondern stets für das, was sie nicht tun. Und in diesem Sinne haben sie sogar Recht. Müßiggang ist wahrlich aller Laster Anfang: der Müßiggang des Geistes, der sich vor der Arbeit scheut, sich selbst kennen- und verstehen zu lernen.

Leben wir den Säufer in uns indes konstruktiv, halten wir uns allein am Geist fest, in dessen Inhalt sich jener dauerhafte und wahrhaft erfüllende Rausch findet, der alle Trunksucht ausmacht: der Rausch der Weisheit – der lebendigen Erkenntnis Gottes!

Der Geschäftsmann

Wer kennt dessen Wesenheit nicht: gewissenhaft und diszipliniert, vor allem aber akribisch Maß nehmend und stets berechnend. Ihm geht es einzig um Besitzanhäufung von lebloser Materie. Eine Wesenheit also, die ausschließlich materieller Natur ist. Diese macht den gewöhnlichen Menschen glauben, durch seine Besitztümer das Leben im Griff zu haben. Doch in Wahrheit ist es umgekehrt: Seine Besitztümer haben ihn im Griff! So sehr, dass ihm die Tatsache lebendigen Lebens im wahrsten Sinne des Wortes abhanden kommt. Das geht nicht selten so weit, dass er letzten Endes tatsächlich dem Irrsinn verfällt, durch materiellen Reichtum könne er selbst die Gesetze der Natur aufheben – sprich, den körperlichen Zerfall verhindern.

Alles lebendige Leben klammert ein solcher Mensch aus. Was zählt, ist einzig Besitz! Nicht Freundschaft oder Liebe. Nicht Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Kinder, Freund oder Freundin – und schon gleich gar nicht Freude im Leben. Kein Lächeln zielt sein Gesicht, er wirkt steif und unnahbar. Stets ist er sehr beschäftigt, er ist halt „*ein ernsthafter Mensch*“.

In meinem weiteren Bekanntenkreis befinden sich so einige dieser ernsthaften Menschen. Männer wie Frauen, die stets in Millionen rechnen. Aber

einfach einmal spontan auf eine Wiese zu gehen, die Schuhe auszuziehen, um das Gras unter den Fußsohlen zu fühlen, ist mit ihnen nicht drin, denn: „Wo liegt da der Gewinn?“, fragen sie mich. Partys, die sie geben oder zu denen sie gehen, Besuche, Anrufe, Treffen – gleich was, jedes Zusammensein mit anderen Personen dient ihnen nicht etwa der Freude an der geselligen Gemeinschaft, sondern lediglich als willkommene Gelegenheit, ihren Besitz zu vergrößern. All das nennen sie dann stolz ihren ‚hohen Lebensstandard‘. Und wahrlich, ihr Stolz ist durchaus auch berechtigt, denn sie führen ja in der Tat kein natürliches Leben mehr, sondern ein durch und durch künstliches: namens hoher Standard. Ja, es gehört schon eine große Portion an festem Willen dazu, um diesen Standard aufrechtzuerhalten: Ein schier unbezwingbarer Wille namens Hochmut ist vonnöten, der aller Lebendigkeit zum Trotz stets nur stur am Ernst des Lebens statt an seiner Freude teilhaben will.

Mit diesem Willen zur Ernsthaftigkeit bekommt der Einzelne es heutzutage immer dann zu tun, wenn es um das Thema Geld geht. Bei keinem anderen Thema spannen sich die Körpermuskeln des Menschen mehr an oder gehen die Mundwinkel tiefer nach unten als gerade bei diesem und kaum einem anderen wird mehr Aufmerksamkeit zuteil. Ohne Geld fühlt sich der gewöhnliche Mensch nicht mehr als Mensch. Geld zu haben, bedeutet ihm gleichzeitig auch, Macht zu haben. Es ist wahr:

Geld regiert derzeit die Welt! Es entscheidet nicht selten darüber, wie viel Mensch einer ist. Je weniger Geld einer besitzt, desto weniger wert fühlt er sich, je mehr er davon sein Eigen nennt, desto wertvoller glaubt er sich. Geld ist des Menschen liebstes und kostbarstes Gut. So kostbar, dass es von ihm beschützt und gehütet wird, mehr noch als das eigene Leben. Das geht einem nirgends deutlicher auf als bei einem Besuch in einer Bank.

Sicher, wer auf diesem Planeten Erde noch lebt, der kann das Thema Geld für sich kaum noch ausschließen. Alles Land gehört irgendwem, selbst der Mond soll schon verkauft sein. Doch ein freier Mensch, der sich seiner wahren Herkunft und Größe bewusst ist, wird niemals an dem Gelde kleben, geschweige denn sich dafür knechten. Seinen Lebensmittelpunkt stellt allein das geistige Wachstum und die Freude im Leben dar. Und so betrachtet er alles Geld ebenso offen wie auch sämtliche anderen Formen lediglich als eine vorübergehende Erscheinung, die ihm netterweise gerade als willkommenes Mittel zum Zweck für seinen Spieltrieb dient.

Der Laternenanzünder

Der Folgsame in uns ... Das Wesen des Rhythmus oder der Zeit.

Der Grundsatz der Wesenheit des Laternenanzünders in uns lautet: „Halte dich an die Weisung!“

Und was ist die Weisung?

Auf universeller Ebene besagt sie: „Folge den Gesetzen der Natur, welche da allein geistige Gesetze sind! Oder anders: Finde deinen eigenen Lebensrhythmus und lasse dich auf ihn ein!“

Auf materieller Ebene besagt sie: „Folge den Regeln der genormten Maßeinheiten! Oder anders: Negiere deinen individuellen Lebensrhythmus und ordne dich einer imaginären Zeitvorgabe unter. Kadavergehorsam!“

Zeit. Wie oft höre ich die Alten sagen: „Die Zeit vergeht wie im Flug!“

Ja, jeder kennt das, je älter wir werden, desto schneller scheint die Zeit zu vergehen. Als Kind erschien uns der Zeitraum bis zum kommenden Geburtstag ellenlang. Doch schon mit neunzehn oder zwanzig Jahren bemerkten wir den „schnellen“ Lauf. Warum? Weil unser Verstand mittlerweile einer raffinierten Illusion aufgefressen ist: der Illusion Zeit! Nüchtern betrachtet ist Zeit nichts weiter als ein fiktives Zahlensystem, welches da

vom Menschen eingeführt wurde, um sich in der Menge der Gemeinschaft besser organisieren zu können. Mehr ist sie nicht!

Ursprünglich gibt es lediglich den Tag und die Nacht. Wobei auch diese Einteilung nur scheinbar richtig ist. Denn der Mensch erlebt Tage, die so dunkel wie die Nacht sind, aber auch Nächte, die in ihrer Helligkeit dem Tage gleichen. Wie zum Beispiel die berühmten „Weißen Nächte von St. Petersburg“. Doch auch hier im Westen Europas lässt sich diese Scheinbarkeit leicht nachvollziehen, wenn man einmal fernab jeglicher Zivilisation ein paar Nächte unter freiem Himmel in den Wäldern verbringt – ohne Zelt, Feuerstelle oder künstliches Licht. Dann stellt man fest, dass das, was der Mensch so regulär in Tag und Nacht aufteilt, im Grunde nichts anderes ist als ineinander übergehende Graustufen, die lediglich unterschiedliche Helligkeitsgrade aufweisen, jedoch nie wirklich dunkel sind. Die Nacht mag mitunter dunkler sein als der Tag, niemals aber pechschwarz. So wirkt sie nur, wenn unser Auge durchweg nur noch an Kunstlicht gewöhnt ist, also überreizt oder krank ist vom grellen Schein gebündelter Elektrizität.

Nein, Natur kennt keine Zeit! Lediglich unterschiedliche Witterungs- und Lichterscheinungen, die – je nach Erdzone unterschiedlich – ineinander übergehend einem eigenen Rhythmus folgen. Der Kastanienbaum vor meiner Tür schert sich nicht die Bohne darum, dass er im letzten Jahr am 15. April

schon in herrlicher Blättertracht stand, in diesem Jahr aber gerade mal so eben mir lediglich seine Knospen zeigt. Das Datum ist ihm gleich, er richtet sich allein nach den Verhältnissen von Licht und Wärme. Dabei interessiert es ihn auch nicht, dass der kleine Chinastrauch gleich neben ihm sogar schon volle Blüten trägt. Er folgt allein seinem eigenen Rhythmus, wartet geduldig auf die ihm genehmen Witterungsverhältnisse. Und ebenso wie er verhält sich auch alles Getier. Niemals beginnt die Drossel, ein Nest zu bauen, nur weil sie die Elster schon über ihren Eiern brüten sieht. So mag es oberflächlich betrachtet vielleicht den Anschein haben, dass alles zur „gleichen Zeit“ wächst, blüht und gedeiht, doch genau betrachtet wächst, blüht und gedeiht immer irgendetwas zu jeder Jahreszeit.

Ein Tier in freier Wildbahn frisst, schläft und liebt, wann immer ihm danach ist, und niemand aus seiner Sippe wird ihm vorschreiben, wann es was zu tun hat, sobald es aus dem Kindesalter herausgewachsen ist. Dieses natürliche Verhalten lässt sich sehr gut noch an kleinen Kindern beobachten, die weder Datum noch Uhrzeit kennen. Erst mit ihrer Eingliederung in den Kitaalltag geht ihnen allmählich dieses Verhalten verloren. Es gibt Kinder, die ziehen sich wie von selbst zurück, wenn die Sonne am höchsten steht, halten ein kurzes Nickerchen und sind erst danach wieder aufnahmefähig. Andere bevorzugen dafür die dunkleren Perioden des Tages und auch hierbei ist es recht unterschiedlich, wie

lange ihr Schlaf andauert. Die einen sind Frühaufsteher, die anderen Nachtschwärmer. Oder auch beim Essen: Das eine Kind isst wenig, dafür aber öfter, während ein anderes selten isst, dann jedoch viel. Das eine trinkt viel, das andere kaum. Eines kuschelt sich am Morgen gern an Eltern oder Erzieher heran, schmust und mag liebkost werden, ein anderes hingegen ist morgens kaum ansprechbar, dafür aber am Abend stark bedürftig oder eben überhaupt kein Schmuser.

Gleich wie, kein Kind käme je auf den Gedanken, einem anderen Kind seinen individuellen Rhythmus oder dessen Bedürfnisse abzusprechen, wenn es ihm von den Eltern nicht so eingeprägt wäre. Im Gegenteil, es kümmert sich nicht darum. Es folgt einzig seiner eigenen Natur und gesteht dies auch ohne Weiteres den Geschwistern oder anderen Kindern zu.

Von Hause aus ist also einem jeden Menschen sein eigener Lebensrhythmus gegeben. Ein Rhythmus, welcher keine Zeitvorgabe kennt, und doch: Millionen von Menschen sind in das Korsett von einheitlicher Zeitvorgabe gezwängt. Dennoch, Tatsache bleibt: Des Menschen Faktor Zeit ist auch sein Glückskiller Nummer eins auf Erden! Sieh es dir an: Als Kind kanntest du die Zeitzahlen nicht, so war dir der einzelne Tag noch ein ganzer Tag, ohne Druck und voller Überraschungen. Auch in der Schule ließ es sich noch einigermaßen gut mit der Zeit leben, doch spätestens nach Schulabschluss

war das vorbei. Fortan galt: Termine, Termine – Zeitdruck haben!

Wie viele Menschen mag es wohl geben, die nicht mehr in der Lage sind, ihren Sonntag zu genießen? Weil sie sonntags schon an den Montagmorgen denken mit all seinen Terminen? Oder in Vereinen und Institutionen derart sich haben einbinden lassen, dass sie selbst am Sonntag noch Termine haben. Wie viele können aus diesem Grunde nachts kaum noch schlafen?! Und wie viele Herzinfarkte finden ihre Ursache gerade im Stress mit dem Faktor Zeit?! Und doch, der Mensch kann es nicht lassen. Er ordnet sich jenen Regeln in Form von permanenten imaginären Zeitvorgaben selbst dann noch unter, wenn er eigentlich seinen wohlverdienten freien Tag, sprich seinen lang ersehnten Urlaub hat. Das sieht dann so aus: Der Flug geht um sechs, spätestens bis eins muss im Hotel eingecheckt sein. Und je nach Buchung, Voll- oder Halbpension, heißt es jetzt für die nächsten Tage, von acht bis neun das Frühstück, von zwölf bis zwei das Mittagessen und von neunzehn bis zwanzig Uhr das Abendbrot einzunehmen. Und dazwischen? Der Strandkorb, das Leihauto oder der Stadtführer werden „spätestens bis“ reserviert, abgeholt oder auch wieder zurückgebracht. Die zahlreichen Animationen, Ausflüge oder Informations- wie Kulturveranstaltungen sind ebenso minutiös geplant. Und so geht es weiter in jenen freien Tagen, jegliche Spontaneität geht dabei verloren. Gleich wie also, wann oder wo:

Überall triumphiert die Uhr! Denn: „Zeit ist Geld!“
So lautet der oberste Kodex des Planeten Erde.

Ja, richtig, Zeit ist ebenso wie Geld – nämlich fiktiv und so absolut nicht lebensnotwendig. Im Gegenteil, sie ist gar Leben tötend, denn jeder Mensch, der sich da blind unter die Uhrzeit knechtet, lebt nicht mehr im Glück der Gegenwart, ganz so, wie er das als Kind noch tat, sondern sucht sein Glück in einer zukünftigen Zeit. So aber flattert sein Geist nur begierig von einem Termin oder Vergnügen zum anderen, ohne jedoch darin Erfüllung oder Befriedigung zu finden, denn sein Körper weilt indes ja noch immer vor Ort – und kommt auch niemals fort vom gegenwärtigen Ort. So bleibt er ohne Leben und sein Traum vom großen Glück wird nicht Wirklichkeit, weil sein Geist statt bei ihm stets nur in der Ferne weilt. Und diese fruchtlose Mühe ist es schließlich – dieses Jagen und Verweilen in einem zukünftigen Heil, in einem Morgen, das niemals kommt in einer Welt, in der doch alles zerfällt –, das ihn letztlich resignieren, ja, aufgeben lässt: „Ach“, so stöhnt, denkt und redet er dann, „es hat ja alles eh keinen Zweck ...“ Doch Achtung! Großer Irrtum! Denn den hat es wohl: Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst: die Gegenwart!

Bei einem Spaziergang über meinen Lieblingsfriedhof traf ich kürzlich auf eine siebzigjährige Arztwitwe, welche mir von ihrem Tagesablauf erzählte: „... Ja, und in der Nacht, regelmäßig von

zehn bis ein Uhr morgens, da lese ich – so vergeht die Zeit schneller!“

„Ach ja?!“, gab ich ehrlich überrascht zurück.
„Und warum soll Ihre Zeit schneller vergehen!?“

Doch darauf erhielt ich keine Antwort mehr. So ist es wirklich. Die meisten Menschen denken in der Tat wie diese sympathische alte Dame. Nur sprechen sie es nicht so konkret aus. Sie möchten, dass die Zeit vergeht, wissen dabei aber nicht, warum, denn das Lebensende soll ja auch noch nicht herankommen.

Letztlich ist es doch so, dass im Grunde die meisten von uns völlig entnervt sind von den sich ewig schneller und nur noch schneller drehenden Zeigern der Uhr. Dabei, wenn du es nur verstehst, anstelle der Zeit allein den gegenwärtigen Augenblick zu sehen, kannst du der Illusion Zeit entfliehen. Je konzentrierter ein Mensch in dem jeweiligen Augenblick verweilt, also „*langsamer geht*“, desto spielender schafft er beispielsweise seine Arbeit gar noch lange vor einer gebotenen Zeit. Denkt er hingegen bei all seinem Schaffen nur: „Schnell! Schnell! – Ich muss damit fertig werden“ oder schaut dabei beständig auf die Uhr, rennt ihm das Leben buchstäblich davon.

Deshalb: Wird die Zeit „knapp“, gibt es nur eines: bewusst langsam gehen!

Dies ist das Geheimnis des universellen

Rhythmus: Es liegt im jeweiligen Augenblick!

Der Geograf

Der Sachkundige in uns ... Wissen kontra Weisheit.

Wenn ich zwölf Jahre lang zur Schule gehe, danach noch sechs bis acht Jahre studiere, dann bin ich hochgelehrt. Richtig, denn ich weiß dann enorm viel. Doch weise bin ich deshalb noch lange nicht. Warum? Nun, ich besitze lediglich theoretisches Wissen. Wissen, das – wie jedermann weiß – seinerseits wiederum nur auf theoretischem Wissen basiert: Memoiren schönen eher die Wahrheit, als dass sie sie beschreiben, Urkunden spiegeln die Staatsinteressen, Romane meist nur das Lebensgefühl einer voyeuristisch gesinnten, lesefreudigen Verbraucherschicht wider und wissenschaftliche Abhandlungen letztlich, auch lediglich einen momentanen Erkenntnisstand – Teilwissen! Oder anders: Die Philosophen Pythagoras und Sokrates haben nie eine Zeile über ihre Lehre geschrieben, dennoch türmen sich in Bibliotheken mannshoch Schriften über deren Leben und die Lehren. Das ist das Wissen der Welt, welches ihr als Grundlage zur ausschließlichen Wahrheit gilt.

Alles Wissen der Welt hält sich allein an der Materie fest, von der ein derart Gelehrter glaubt, dass sie ewiglich sei. Dabei versiegt auch der Fluss irgendwann oder wird zum Meere, der Berg verändert sich, sekundlich, und ganze Städte können im Nu verschwinden. Und überdies, was bringt mir das Wissen um alle vergangenen Epochen, um alle verschollenen Städte der Welt oder alle noch existierenden darin, wenn ich dabei mich selbst, meine Seele nicht kenne!?

„Wissen ist Macht!“, so der O-Ton der heutigen Volks- oder Schulbildung. Ja, sicher. Aber doch nicht das theoretische Erfassen von vielen Dingen, sondern die lebendige Erfahrung um eine ewiglich seiende Seele.

Weltwissen produziert nun gleich zweierlei freiheitsraubende Schranken: den geistigen Hochmut – eine Art idiotischen Geisteszustand, wie er besonders bei jenen zu finden ist, die auf ihre höheren geistigen Errungenschaften ganz besonders stolz sind – und bigotte Hörigkeit, jene allerorten vorherrschende Art blinde oder übertriebene Glaubenseifrigkeit, die darin besteht, dass der Mensch alles für wahr hält – und dementsprechend auch handelt –, ohne selbst zu prüfen, bloß weil eine bestimmte Person, ein bestimmtes Buch oder eine bestimmte Institution es so lehrt. Beide rufen Vorurteile ins Leben und lassen den betroffenen Menschen dann an einer vorgefassten Meinung – einer nur einseitigen Glaubensrichtung – buchstäblich

haften. Und was diese Anhaftung schließlich ausrichtet in unser aller Leben, ist nur allzu gut bekannt.

Doch ist diese einseitige Glaubensausrichtung nicht nur der Auslöser Nummer eins für allen Unfrieden, Streit und Krieg auf Erden, sondern zudem auch noch geradezu von selbstmörderischer Wirkung für den sich so Gebärdenden. Denn er verschließt sich damit der wahren Weisheit Kraft. Jener Kraft, die einzig Macht besitzt, den Menschen aus seiner Knechtschaft in die Freiheit zu führen. Volkstümliches Wissen – Bildung genannt – kann ich mir aneignen. Kann ich mir erwerben durch Auswendiglernen. Kosmische Weisheit indes nicht. Sie wird dir geschenkt, sobald du wieder entbildet bist. Deshalb heißt es: „Selig die geistig Armen; denn ihrer ist das Reich der Himmel.“ (Vgl. Mt 5, 3.)

Wahrheit ist allein in dir, nie kommt sie von außen her! Eines Menschen Glaube mag sein, wie er will – wissenschaftlich, abergläubisch, religiös oder rein praktischer Natur –, immer liegt die Wahrheit in ihm selbst. Alles angeeignete theoretische Wissen ist nichts im Vergleich zu jener einzig gültigen Wahrheit, die in uns liegt. Eine Wahrheit, die jedoch keine Wahrheit im weltlichen Sinne kennt, sondern einzig Lebendigkeit. Ein Beispiel: Wortreich berichtet der vierzigjährige Geschichtslehrer seinen Schülern vom Ersten Weltkrieg.

„Ist es wahr“, will Dani da vom Lehrer

wissen, „dass damals viele Soldaten desertierten, weil sie die Trennung von ihren Familien nicht ertrugen?“

Und der Lehrer antwortet ohne zögern prompt:
„Ja, das ist wahr!“

Aber woher weiß er das? Er zählt ja gerade vierzig Jahre!? War er dabei? Ist er selbst desertiert oder hat wenigstens einen damaligen Deserteur gesprochen?

Verstehst du? Der Weise lehrt nicht nach Hörensagen – er lehrt oder belehrt überhaupt nicht! Sondern er vermittelt durch sein eigenes alltägliches Handeln, sprich sein gesamtes Leben, lebendige Erfahrung. Durch einen Weisen tut sich der lebendige Geist selber kund und wirkt beim anderen ausschließlich nur, wie und was von Gott her auch gerade gewirkt werden soll. Und wenn ein Weiser spricht, vielleicht weil er darum gebeten wurde, dann wird er stets nur von dem erzählen, was er selbst erlebt hat. Und auch das nur aus jenem tiefen Bewusstsein heraus: „Ich kenne keine Antworten, ich tue nur meine Erfahrung kund.“

In der Fülle der Weisheit ist alles sogenannte Wissen der Welt enthalten. Wahre Weisheit kennt in dem Sinne keine Wahrheit, obgleich alle Wahrheit in ihr enthalten ist. So versteht es sich auch von selbst, dass ein weiser, freier Mensch auch keinerlei irdischer Glaubensrichtung anhängt. Denn für ihn sind jegliche Formen von Glauben allesamt lediglich nur Teile der einzigen Wahrheit – die Gott

allein daselbst ist. Er anerkennt alle Formen, folgt letztlich aber doch einzig nur der einen Wahrheit, das heißt ausschließlich der Führung des eigenen Gewissens, das Gott für ihn ist. In dieser Wahrheit hat jeglicher Aberglaube – und aller Glaube ist seinem Wesen nach Aberglaube – keinen Platz mehr.

Doch bedeutet all das schließlich nicht, dass sich ein Weiser nun nicht mehr für Bücher, wissenschaftliche Auswertungen und/oder die Meinungen anderer Personen in seinem Leben interessiert. Im Gegenteil: Immer bleibt er auch ihnen gegenüber offen. Denn sie dienen ihm allesamt für die Übermittlung von kosmischer Weisheit. Jedoch betrachtet er diese Medien dann niemals als die Quelle der Weisheit – niemals als den Meister –, sondern immer wieder nur als Fingerzeig auf die einzige Quelle allen Seins hin, sprich auf die Allmacht Gottes.

Das ist es und macht den Unterschied: Bei allem, was da einer Weiser tut, bleibt er derweil doch nur bei dem einen. Und das unterscheidet den Herrn vom Knecht: Er erkennt keine andere Autorität an als jene, die er in sich selbst vorfindet – die Autorität des göttlich-heiligen Geistes!

So schreibt denn der wahre Gelehrte in uns niemals die vergänglichen Dinge auf, sondern registriert allein die Ewigen.

Und dieser letzte Satz kann nun gut für alle Schattenseiten stellvertretend stehen, denn es ist allein das einseitig falsche Registrieren, was deren destruktive Seiten und somit alle Knechtschaft am Leben erhält. Fängt ein Mensch erst einmal mit dem Registrieren der ewiglich seienden Dinge an, folgt Umwandlung wie von selbst.

Das große Finale

Der Eintritt des kleinen Prinzen in die Materie ... Erkennen und Verschmelzung von Körper, Geist und Seele. Die sogenannte Chymische Hochzeit.

Das Finale der Geschichte um den kleinen Prinzen findet auf der Erde statt. Und eben an keinem geringeren Ort als der Wüste:

„Das ist für mich die schönste und traurigste Landschaft der Welt. Es ist die gleiche Landschaft wie die auf der vorletzten Seite, aber ich habe sie nochmals hergezeichnet, um sie euch ganz deutlich zu machen. Hier ist der kleine Prinz auf der Erde erschienen und wieder verschwunden. Schaut euch diese Landschaft genau an, damit ihr sie sicher wiedererkennt, wenn ihr eines Tages durch die afrikanische Wüste reist. Und wenn ihr zufällig da

*vorbeikommt, eilt nicht weiter, ich flehe euch an –
wartet ein bisschen, gerade unter dem Stern!“*

Zwei Striche und ein Stern über deren Schnittpunkt. Zwei Welten – die geistige und die materielle –, welche nur in der Wüste aufeinander-treffen. Der Schnittpunkt: der Brunnen in der Wüste, welcher das Wasser der lebendigen Erkenntnis um die Einheit von Körper, Geist und Seele enthält. Der Stern: die Heimat des geistigen Wesens in uns, der Planet, auf dem sich seine einzigartige Liebe befindet, die Rose. Sie, das A und das O – der Anfang der Geschichte und ihr Ende.

Des realen Menschen Wüste ist der sogenannte Point of no return. Ist der Moment in eines jeden Menschen Leben, in dem nichts mehr geht. In welchem er staunend dann das Paradoxon erfasst, dass nichts etwas ist, das er kennt – und doch auch wieder alles. Dieser Moment in der Wüste steht quasi für den ungeoffenbarten Zustand, die ursprüngliche Ganzheit von Geist und Materie. Nur in ihr, dieser Ganzheit, ist Einheit möglich. Denn jener, der sich über alle Schranken des irdischen Seins hinweg hoch erheben wird, ist nicht der materielle Mensch, sondern der geistige Mensch. Deshalb wird gesagt, dass des Menschen innere Wüste zugleich die schönste und traurigste Landschaft der Welt ist: Schön der bewussten Verschmelzung von Geist und Seele wegen – und traurig wegen des ebenso bewussten Wieder-

Abschied-Nehmens daraus – zumindest so lange, wie der Mensch noch in seinem Körper weilt.

Das Erste, worauf der Prinz bei seiner Landung in der Wüste trifft, ist die Schlange:

*„Ich kann dich weiter wegbringen als ein Schiff“,
sagte die Schlange. Sie rollte sich um den Knöchel
des kleinen Prinzen wie ein goldenes Armband.
,Wen ich berühre, den gebe ich der Erde zurück,
aus der er hervorgegangen ist‘, sagte sie noch.
,Aber du bist rein, du kommst von einem Stern ...‘
Der kleine Prinz antwortete nicht. ,Du tust mir leid
auf dieser Erde aus Granit, du, der du so schwach
bist. Ich kann dir eines Tages helfen, wenn du dich
zu sehr nach deinem Planeten sehnst. Ich kann ...‘
,Oh, ich habe sehr gut verstanden“, sagte der
kleine Prinz, ,aber warum sprichst du immer in
Rätseln?‘ ,Ich löse sie alle“, sagte die Schlange.
Und sie schwiegen.“*

Die Schlange löst alle Rätsel, denn sie verkörpert die Weisheit pur. Jene Kraft, die mächtiger ist als alles Wissen der Welt: „... *mächtiger als der Finger eines Königs*“, denn alles in der Welt ist ihrer Macht unterstellt. Je nachdem, auf wen sie trifft, wirkt ihre Berührung entweder tötend oder belebend, daher: Der eine fürchtet sie, der andere sehnt sich nach ihr. Im alten Griechenland wurde sie ob ihrer heilsamen Wirkung hoch verehrt. Überreste dieser Verehrung finden sich auch heute noch im

Arzt- oder Apothekerzeichen – jenem von der heiligen Schlange umringelten Aeskulap-Stab – wieder.

Doch gleich wie, auch hier kommt es allein nur auf die geistige Gesinnung des Einzelnen an. Bei einem kleingeistigen Menschen von nur einseitig materieller Ausrichtung erzeugt dieser Schlange Berührung rein körperbezogene Leidenschaften und Begierden oder physische Besitz- und Machtansprüche und wirkt ihr Sekret durchweg tötend. Doch wenn diese Schlangenkraft den geistigen Bereich eines sich seiner eigenen Größe bewussten Menschen berührt, entstehen dort lebendige Weisheit, Verstehen, Ganzheit und die Verbindung zum allumfassenden Geist und wirkt ihr Sekret pur als lebensspendende Medizin: Bringt sie doch die Transformation der Verwandlung des irdischen Kreislaufs von Werden, Wachsen und Vergehen mit sich – Erlösung!

So weiß der kleine Prinz wohl nur zu genau, wovon die Schlange spricht, ist jedoch noch nicht bereit, sich von ihr berühren zu lassen. Denn noch ist seine Sehnsucht nach der Liebe Heimat, seiner Rose auf seinem kleinen Planeten, nicht groß genug, dazu bedarf es letztlich noch eines entscheidenden Haltepunktes – eines besonderen Freundes, der dem geistigen Wesen ein für alle Mal die Augen öffnet für das Wesentliche, *„das da den Augen ansonsten verborgen bleibt“*: die Rose, die einzig ist in der Welt.

Es braucht den Verstand des Menschen zum Freund, welcher wohl kaum besser zu umschreiben ist als mit der Wesenheit des Fuchses. Der Fuchs gilt als überdurchschnittlich schlau und listig. Was sein Wesen ausmacht, ist vor allem seine Tarn- und Anpassungsfähigkeit, seine Beobachtungsgabe, das blitzschnelle Einfügen in gegebene Situationen und seine enorme Schnelligkeit im Denken und im Handeln. All dies verkörpert auch des Menschen Verstand, und so ist es nicht verwunderlich, dass der Mensch den Fuchs in fast all seinen Sagen, Mythen und Geschichten stets als schlaunen Vermittler darstellt.

Wenn also die Wüste der heilige Ort ist, der einzig sowohl die geistige als auch die materielle Welt enthält, dann ist der Verstand die heilige Brücke, die einzig beide Welten miteinander verbindet. Zu Recht ist der Mensch also stolz auf den ihm gegebenen Verstand. Nur ist es für gewöhnlich so, dass er ihn stets falsch programmiert, sodass sein Verstand selten seiner wahren Bestimmung gemäß funktioniert. Demnach also mit der Zeit anstatt zum Freund nun zum Feind der Seele wird.

Unser Verstand ist derjenige, der die gemachten Erfahrungen – und Gedankengänge dazu – aufnimmt, sie bündelt und diese dann – durch die Bündelung in eine konkrete Form gebracht – gezielt zum Ausdruck bringt. Mit seiner Wirkweise verhält es sich ähnlich wie mit dem Computer. Am Beginn

seiner Installation ist er vollkommen leer. Er muss erst mit Informationen gespeist werden, bevor er überhaupt einen Befehl ausführen kann. Dabei ist er völlig neutral. Der Inhalt des ihm Eingespeisten ist ihm gleich und auch die Befehle dazu. An Befehlen setzt er nur um, was er zuvor auch eingespeist bekommen hat. Speise ich ihn also mein Leben lang nur mit Daten der fakultativen Welt, wird er auch, so er sich schließlich mit Außerirdischem konfrontiert sieht, sofort einen schrillen Signalton von sich geben und statt einer Antwort mir den Hinweis geben: „Unbekannt! ... Befehl kann nicht ausgeführt werden, kann Datei nicht finden!“ Damit sagt er uns dann, ähnlich dem Fuchs zum Prinzen – sorry, „*Ich kann nicht mit dir spielen, ich bin noch nicht gezähmt.*“

Ein Suchender wie Antoine indes hat seinen Verstand auf „unendlich“ eingestellt und schon lange Jahre zuvor mit Gedanken und Erfahrungen aus zweierlei Welten gespeist. Sprich, ihm hier und da außerirdische Dinge als mögliche Varianten oder Visionen des Lebens eingegeben, so blockt dessen Verstand auch nicht ab, als er in der Wüste auf ein Wesen von einem anderen Planeten trifft. Im Gegenteil, er fragt in etwa aufgeregt: „... *Soll eine neue Seite aufgeschlagen werden?*“ Und am Ende verlangt er sogar: „*Bitte ... zähme mich!*“

Das bedeutet „vertraut machen“: Des Menschen Verstand macht sich vertraut mit dem Neuen, der realen Präsenz seines geistigen Wesens, so hat

das geistige Wesen die Chance, den Verstand auf ewig zum Freund zu gewinnen. Beide befruchten sich schließlich gegenseitig: Der Prinz erkennt bewusst den Wert seiner Rose, erfasst lebendig, dass sie einzig ist. Der Fuchs gewinnt die Farbe des Weizens, das Gold des Himmels – das geistige Brot. Es steht für das innerste Erfassen der lebendigen Wahrheit, dass uns das tägliche Brot ‚wie das Manna in der Wüste‘ herabkommt. Von hier an nun auch für den Verstand, jeden Tag!

Und so ist jetzt auch der Weg bereitet, sind alle Weichen dazu gestellt, für das große Finale: die Chymische Hochzeit.

Drei Akteure in der Wüste: Der kleine Prinz – das geistige Prinzip oder Wesen Mensch in uns –, Antoine – das irdische Prinzip oder physische Mensch – und die Schlange – die Weisheit, die beides miteinander auf mystisch-geheimnisvolle Weise vereint. Irdischer und geistiger Mensch haben sich miteinander vertraut gemacht. Zusammen begeben sie sich auf die Suche nach dem Brunnen in der Wüste, der lebendigen Quelle allen Seins, Gott:

„Der Brunnen, den wir erreicht hatten, glich nicht den Brunnen der Sahara. Die Brunnen der Sahara sind einfache, in den Sand gegrabene Löcher.

Dieser da glich einem Dorfbrunnen. Aber es war keinerlei Dorf da, und ich glaubte zu träumen. ‚Das ist merkwürdig‘, sagte ich zum kleinen Prinzen,

*,alles ist bereit: die Winde, der Kübel und das Seil
...‘ Er lachte, berührte das Seil, ließ die Rolle
spielen. Und die Rolle knarrte wie ein altes
Windrad, wenn der Wind lange geschlafen hat. ‚Du
siehst‘, sagte der kleine Prinz, ‚wir wecken diesen
Brunnen auf, und er singt.‘“*

Es ist der geistige Mensch, der den Brunnen zum Leben erweckt. Aber es ist der irdische Mensch, der Winde, Kübel und Seil betätigt und dem geistigen zu trinken gibt:

„Ich habe Durst nach diesem Wasser‘ sagte der kleine Prinz, ‚gib mir zu trinken ...‘ Und ich verstand, was er gesucht hatte. Ich hob den Kübel an seine Lippen. Er trank mit geschlossen Augen. Das war wie ein Fest. Dieses Wasser war etwas ganz anderes als ein Trunk. Es war entsprungen aus dem Marsch unter den Sternen, aus dem Gesang der Rolle, aus der Mühe meiner Arme. Es war gut fürs Herz, wie ein Geschenk.“

Der Gesang der Rolle – er ist der Hochzeitsmarsch, der Auftakt zum Einzug von Braut und Bräutigam. Und das gegenseitige Reichen des Wassers – es ist das Jawort und/oder auch der Austausch der Ringe als äußeres Zeichen für die Vereinigung. Das Wasser selbst indes – es ist der göttliche Priester, der die Verbindung dieser beiden segnet und sie miteinander verbindet. Der geistige

und der materielle Mensch sind nun auf ewig eins: „Sie sind also nicht mehr zwei, sondern eins. Was aber Gott verbunden hat, das kann der Mensch nicht trennen.“ (Vgl. Mt 19, 6.) Und hier ist das absolut wahr!

Der heilige Akt ist vollzogen. Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, an dem des Suchenden Sehnsucht nach der Liebe Heimat stark genug ist, um sein inneres Selbst – den kleinen Prinzen, das geistige Wesen in ihm –, von der Schlange – der unendlichen Weisheit – berühren und sich auf diese Weise wieder nach Hause führen zu lassen. Das braucht Mut! Verlangt absolutes Vertrauen!

Doch schließlich siegt die Kraft der Liebe. Die Einheit von Geist und Seele ist wiederhergestellt. Und nimmermehr kann sie entzweit werden.

Der kleine Prinz kehrt zu seiner Rose, Antoine in die irdische Welt zurück. Doch nun nicht mehr als Suchender, nicht mehr als blinder Mensch, sondern als Sehender, als Wissender um seine Einheit mit dem Schöpfer und all seiner Schöpfung. Er kehrt als Quasimodo, als Gottmensch in die Welt zurück. Von nun an ist er einer, der zwar in dieser Welt lebt, aber nicht mehr von dieser Welt ist (vgl. Joh 17, 14).

Und nach außen hin scheint es so, als wäre nichts geschehen, denn „nur ein Löwe erkennt den Löwen als Löwen“.

Der Gottmensch liebt und schätzt das
irdische Leben,
doch ist und bleibt er allzeit bereit zu gehen.
Er tut die Dinge, die noch getan werden
müssen,
verweilt in seinem Körper, solange es nötig
ist –
dabei all sein Wirken stets von der Liebe
spricht ...

Und eines Tages wird er verschwinden;
und niemand wird je seinen Körper finden.

„Am Ende geht einer doch immer dahin,
wohin es ihn zieht“

(Antoine de Saint-Exupéry)

